

Christopher Clark

## DIE SCHLAFWANDLER

Wie Europa in den  
Ersten Weltkrieg zog



# Leseprobe

Dr. Christopher Clark

## Die Schlafwandler

Wie Europa in den Ersten  
Weltkrieg zog

---

»Christopher Clarks Buch [...] ist ein Meisterwerk. [...] Es ist diese Verschränkung von Ereignis- und Wahrnehmungsebene, die das Buch so bedeutend macht. « *DER TAGESSPIEGEL*, 11.09.2013

Bestellen Sie mit einem Klick für 42,00 €



---

Seiten: 896

Erscheinungstermin: 09. September 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### Das Standardwerk zum Ersten Weltkrieg

Lange Zeit galt es als ausgemacht, dass das deutsche Kaiserreich wegen seiner Großmachtträume die Hauptverantwortung am Ausbruch des Ersten Weltkriegs trug. In seinem bahnbrechenden Werk kommt der renommierte Historiker und Bestsellerautor Christopher Clark zu einer anderen Einschätzung. Clark beschreibt minutiös die Interessen und Motivationen der wichtigsten politischen Akteure in den europäischen Metropolen und zeichnet das Bild einer komplexen Welt, in der gegenseitiges Misstrauen, Fehleinschätzungen, Überheblichkeit, Expansionspläne und nationalistische Bestrebungen zu einer Situation führten, in der ein Funke genügte, den Krieg auszulösen, dessen verheerende Folgen kaum jemand abzuschätzen vermochte.



### Autor

## Dr. Christopher Clark

---

Christopher Clark, geboren 1960, lehrt als Professor für Neuere Europäische Geschichte am St. Catharine's College in Cambridge. Sein Forschungsschwerpunkt ist die Geschichte Preußens. Er ist Autor einer Biographie Wilhelms II., des letzten deutschen Kaisers. Für sein Buch »Preußen« erhielt er 2007 den renommierten Wolfson History Prize sowie 2010 als erster nicht-deutschsprachiger Historiker den Preis des Historischen Kollegs. Sein epochales Buch über den Ersten Weltkrieg, »Die Schlafwandler« (2013), führte wochenlang die deutsche Sachbuch-Bestseller-Liste an und war ein

Christopher Clark  
**DIE SCHLAFWANDLER**

Christopher Clark

# **DIE SCHLAFWANDLER**

Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog

Aus dem Englischen von  
Norbert Juraschitz

Deutsche Verlags-Anstalt

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
*The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*  
bei Allen Lane, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS  
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 2012 Christopher Clark

Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Heike Specht und Jan Schleusener

Karten: Peter Palm, Berlin

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04359-7

[www.dva.de](http://www.dva.de)

Für Josef und Alexander

## INHALT

Einleitung	9
------------	---

### TEIL EINS

#### Wege nach Sarajevo

1 Serbische Schreckgespenster	23
2 Das Reich ohne Eigenschaften	100

### TEIL ZWEI

#### Ein geteilter Kontinent

3 Die Polarisierung Europas 1887–1907	169
4 Die vielen Stimmen der europäischen Außenpolitik	228
5 Verwicklungen auf dem Balkan	318
6 Die letzten Chancen: Entspannung und Gefahr, 1912–1914	408

### TEIL DREI

#### Krise

7 Mord in Sarajevo	475
8 Die Krise zieht immer größere Kreise	519
9 Die Franzosen in St. Petersburg	556
10 Das Ultimatum	578
11 Warnschüsse	603
12 Die letzten Tage	624

## INHALT

Schluss	709
Dank	719
Abkürzungsverzeichnis	723
Anmerkungen	725
Quellen- und Literaturverzeichnis	838
Register	877



## EINLEITUNG

Auf dem europäischen Kontinent herrschte Frieden an jenem Morgen des 28. Juni 1914, einem Sonntag, als Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie Chotek auf dem Bahnhof von Sarajevo ankamen. Nur 37 Tage später befand sich Europa im Krieg. Der Konflikt, der in jenem Sommer begann, mobilisierte 65 Millionen Soldaten, brachte drei Reiche zu Fall und forderte 20 Millionen militärische und zivile Todesopfer sowie 21 Millionen Verwundete. Die Gräueltaten des 20. Jahrhunderts in Europa gingen aus dieser Katastrophe hervor; es war, wie der amerikanische Historiker Fritz Stern es nannte, »die erste Katastrophe des 20. Jahrhunderts, der Große Krieg, aus der sich alle folgenden Katastrophen ergaben«.<sup>1</sup> Die Diskussion, warum es dazu kam, begann, noch ehe die ersten Schüsse fielen, und sie ist bis heute nicht beendet. Sie hat historische Literatur von einzigartiger Fülle, Differenziertheit und moralischer Intensität hervorgebracht. Für Theoretiker der internationalen Beziehungen sind die Ereignisse von 1914 immer noch die politische Krise *par excellence*, so verworren, dass sie unzähligen Hypothesen Raum geben.

Ein Historiker, der den Ursprung des Ersten Weltkriegs untersucht, stößt auf mehrere Probleme. Das naheliegendste Problem ist das Überangebot an Quellen. Jeder kriegführende Staat hat mehrbändige, offizielle Editionen der diplomatischen Akten herausgegeben, das umfassende Werk mühsamer, kollektiver Archivarbeit. Staatsmänner, Befehlshaber, Minister, hohe Regierungsvertreter, Adjutanten und Höflinge haben Tagebücher und Memoiren geschrieben, alles in allem Zehntausende von Seiten. In diesem Meer von Quellen gibt es tückische Strömungen. Die meisten offiziellen Quelleneditionen, die in der Zwischenkriegszeit erschienen sind, haben eine apologetische Tendenz.

Die 57-bändige deutsche Publikation *Die Große Politik*, die 15 889 Dokumente, geordnet nach 300 Themenfeldern, umfasst, wurde keineswegs aus rein wissenschaftlichem Interesse herausgegeben; man hoffte, die Offenlegung der Quellen vor dem Krieg werde ausreichen, um die in den Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags enthaltene These der »Kriegsschuld« zu widerlegen.<sup>2</sup> Auch für die französische Regierung war die Veröffentlichung der Dokumente ein Projekt von »im Grunde politischem Charakter«, wie Außenminister Jean Louis Barthou es im Mai 1934 ausdrückte. Es hatte zum Ziel, »ein Gegengewicht zu der Kampagne zu bilden, die Deutschland nach dem Vertrag von Versailles lancierte«.<sup>3</sup> In Wien setzte man sich, wie Ludwig Bittner, der Mitherausgeber der achtbändigen Sammlung *Österreich-Ungarns Außenpolitik*, im Jahr 1926 darlegte, zum Ziel, eine maßgebliche Quellenedition zusammenzustellen, ehe ein internationales Gremium (womöglich der Völkerbund?) die österreichische Regierung zur Veröffentlichung unter weniger günstigen Vorzeichen zwang.<sup>4</sup> Die frühen sowjetischen Quelleneditionen litten zum Teil unter dem Bestreben, den Nachweis zu erbringen, dass der Krieg vom autokratischen Zaren und seinem Bündnispartner, dem bürgerlichen Raymond Poincaré, initiiert worden sei. Die Sowjetregierung hoffte, auf diese Weise französischen Forderungen nach Rückzahlung der Vorkriegsdarlehen die rechtliche Grundlage zu entziehen.<sup>5</sup> Selbst in Großbritannien, wo die Edition *British Documents on the Origins of the War* unter hehren Appellen an die unparteiische akademische Lehre veröffentlicht wurde, war die erschienene Quellenedition nicht ganz frei von tendenziösen Auslassungen, die ein leicht unausgewogenes Bild von dem Platz Großbritanniens bei den Ereignissen unmittelbar vor Kriegsausbruch im Jahr 1914 ergeben.<sup>6</sup> Mit einem Wort, die großen europäischen Quelleneditionen waren, bei all ihrem unleugbaren Wert für die Forscher, Munition in einem »Weltkrieg der Dokumente«, wie der deutsche Militärgeschichtler Bernhard Schwertfeger in einer kritischen Studie aus dem Jahr 1929 anmerkte.<sup>7</sup>

Die Memoiren der Staatsmänner, Befehlshaber und anderer Entscheidungsträger sind nicht weniger problematisch, so unverzichtbar sie auch für jeden sind, der die Ereignisse zu verstehen versucht, die sich im Vorfeld des Krieges abspielten. Einige sind ausgerechnet bei den

brennenden Fragen enttäuschend zugeknöpft. Nehmen wir nur drei Beispiele: *Die Betrachtungen zum Weltkrieg*, die der deutsche Kanzler Theobald von Bethmann Hollweg 1919 veröffentlichte, sagen so gut wie nichts über seine eigenen Handlungen oder die seiner Kollegen während der Julikrise 1914 aus; die politischen Memoiren des russischen Außenministers Sergej Sasonow sind oberflächlich, aufgebläht, hier und da verlogen und absolut nichtssagend im Hinblick auf seinen Anteil an den maßgeblichen Ereignissen; die zehnbändigen Memoiren des französischen Präsidenten Poincaré über seine Jahre an der Macht sind eher propagandistisch als erhellend – es bestehen eklatante Diskrepanzen zwischen seinen »Erinnerungen« an die Ereignisse während der Krise und den zeitgenössischen Notizen in seinem unveröffentlichten Tagebuch.<sup>8</sup> Die liebenswürdigen Memoiren des britischen Außenministers Sir Edward Grey sind lückenhaft in der heiklen Frage nach den Zusagen, die er den Ententemächten vor August 1914 gemacht hatte, und nach der Rolle, die diese beim Krisenmanagement gespielt hatten.<sup>9</sup>

Als der amerikanische Historiker Bernadotte Everly Schmitt von der University of Chicago Ende der 1920er Jahre mit Empfehlungsschreiben nach Europa reiste, um ehemalige Politiker zu interviewen, die an den Ereignissen beteiligt gewesen waren, war er schockiert über die augenscheinliche, völlige Immunität seiner Gesprächspartner gegen jeden Selbstzweifel. (Die einzige Ausnahme war Grey, der »spontan anmerkte«, dass er einen taktischen Fehler begangen hatte, als er versuchte, in der Julikrise mittels der Berliner Regierung mit Wien zu verhandeln, dabei war die erwähnte Fehleinschätzung von untergeordneter Bedeutung und der Kommentar entsprach eher einer typisch englischen Selbstkasteiung als einem echten Eingeständnis einer Mitverantwortung.)<sup>10</sup> Einige hatten auch Probleme mit dem Gedächtnis. Schmitt spürte Peter Bark auf, den ehemaligen russischen Finanzminister, der inzwischen als Banker in London tätig war. Im Jahr 1914 hatte Bark an Sitzungen teilgenommen, bei denen Entscheidungen von enormer Tragweite getroffen wurden. Aber als Schmitt sich mit ihm traf, blieb Bark hartnäckig dabei, dass er »kaum eine Erinnerung an Ereignisse aus jener Ära habe«.<sup>11</sup> Zum Glück sind die eigenen Notizen des Ministers aus jener Zeit aufschlussreicher. Als der Forscher Luciano Magrini im

Herbst 1937 nach Belgrad fuhr, um jeden Überlebenden zu interviewen, der nach dem damaligen Wissensstand in irgendeiner Form mit der Verschwörung von Sarajevo in Verbindung stand, stellte er fest, dass manche Zeugen zu Angelegenheiten Aussagen machten, von denen sie eigentlich nichts wissen konnten, andere hingegen »stumm blieben oder eine falsche Darstellung von dem, was sie wissen, lieferten« und wieder andere »ihre eigenen Aussagen noch ausschmückten oder in erster Linie an Selbstrechtfertigung interessiert waren«. <sup>12</sup>

Überdies bestehen immer noch beträchtliche Wissenslücken. Ein Teil der wichtigen Kommunikation zwischen Hauptakteuren spielte sich verbal ab und ist nicht dokumentiert – der Meinungs austausch kann in diesen Fällen lediglich über indirekte Hinweise oder spätere Aussagen rekonstruiert werden. Die serbischen Organisationen, die mit dem Attentat zu tun hatten, waren extrem verschwiegen und hinterließen so gut wie keine schriftlichen Spuren. Dragutin Dimitrijević, der Chef des serbischen Militärgesheimdienstes, ein zentraler Akteur bei der Verschwörung gegen Franz Ferdinand in Sarajevo, verbrannte in regelmäßigen Abständen alle seine Unterlagen. Von dem genauen Inhalt der ersten Gespräche zwischen Wien und Berlin darüber, was als Reaktion auf die Schüsse in Sarajevo unternommen werden sollte, ist vieles unbekannt. Die Protokolle der Gipfeltreffen zwischen der französischen und russischen politischen Führung, die vom 20. bis 23. Juni in St. Petersburg stattfanden, Dokumente von potenziell enormer Bedeutung für das Verständnis der letzten Phase der Krise, sind nie gefunden worden (die russischen Protokolle sind vermutlich schlichtweg verschollen; das französische Team, das die *Documents Diplomatiques Français* herausgab, konnte die französische Fassung nicht finden). Die Bolschewiken veröffentlichten viele zentrale diplomatische Dokumente in dem Versuch, die imperialistischen Machenschaften der Großmächte zu diskreditieren, aber sie erschienen in unregelmäßigen Abständen, ohne bestimmte Ordnung und konzentrierten sich generell auf bestimmte Themen wie die russischen Pläne am Bosphorus. Einige Dokumente (die genaue Zahl ist nicht bekannt) gingen im Chaos des Bürgerkriegs beim Transport verloren, und die Sowjetunion gab nie eine systematisch zusammengestellte Quellensammlung heraus, die sich mit den

britischen, französischen, deutschen und österreichischen Editionen messen konnte.<sup>13</sup> Die veröffentlichten Quellen auf russischer Seite sind bis heute alles andere als vollständig.

Die außerordentlich enge Verflechtung der Krise ist ein weiteres Kennzeichen. Die Kubakrise war schon komplex genug, dabei waren nur zwei Hauptakteure daran beteiligt (die USA und die Sowjetunion), sowie eine Reihe von Stellvertretern und untergeordneten Akteuren. Eine Darstellung, wie der Erste Weltkrieg zustande kam, muss hingegen die multilateralen Interaktionen von fünf autonomen, gleichwertigen Akteuren (Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Russland und Großbritannien) – sechs, wenn man Italien mitzählt – berücksichtigen. Hinzu kommen mehrere strategisch wichtige und ebenso autonome, souveräne Akteure wie das Osmanische Reich und die Staaten auf der Balkanhalbinsel, einer Region, die in den Jahren vor Kriegsausbruch von starken, politischen Spannungen und einer extremen Instabilität geprägt war.

Verkompliziert wird das Ganze durch die Tatsache, dass die politischen Entscheidungsprozesse in den von der Krise betroffenen Staaten häufig alles andere als transparent sind. Man kann in den Ereignissen des Juli 1914 eine »internationale« Krise sehen, ein Begriff, der eine Gruppe von Nationalstaaten impliziert, die man sich als kompakte, autonome, eigenständige Einheiten vorstellen muss, wie Billardkugeln auf einem Tisch. Aber die souveränen Strukturen, die in der Krise die Politik gestalteten, waren ausgesprochen uneinheitlich. Damals herrschte eine Unsicherheit (und unter Historikern besteht sie noch heute), wer innerhalb der verschiedenen Regierungsbehörden denn genau die Macht hatte, den politischen Kurs zu bestimmen; überdies gingen »politische Maßnahmen« (oder zumindest eine Politik fördernde Initiativen der verschiedensten Art) nicht unbedingt vom Zentrum des Systems aus; sie konnten von recht peripheren Orten im diplomatischen Apparat, von militärischen Befehlshabern, von Ministerialbeamten und sogar von Botschaftern ausgehen, die häufig auf eigene Faust Entscheidungsträger waren.

Die erhaltenen Quellen präsentieren uns somit ein Wirrwarr aus Versprechungen, Drohungen, Plänen und Prognosen – genau dies ist nicht zuletzt der Grund dafür, dass der Kriegsausbruch auf so irritierend viel-

fältige Weise interpretiert wurde und wird. So gut wie jede Sichtweise der Ursprünge lässt sich anhand einer Auswahl der verfügbaren Quellen belegen. Und das erklärt wiederum zum Teil, weshalb die Literatur zu den »Anfängen des Ersten Weltkriegs« so gigantische Ausmaße erreicht hat, dass kein einziger Historiker (nicht einmal eine Fantasiegestalt, welche alle erforderlichen Sprachen fließend beherrscht) jemals hoffen kann, alle diese Werke zu Lebzeiten zu lesen – schon vor zwanzig Jahren umfasste eine Bibliographie der damaligen Literatur 25 000 Bücher und Artikel.<sup>14</sup> Manche Darstellungen haben sich ganz auf die Frage der Verantwortung eines schwarzen Schafes unter den europäischen Staaten kapriziert (mit Deutschland als häufigstem Kandidaten, aber keine einzige Großmacht blieb von der Zuweisung der Hauptverantwortung völlig verschont); andere haben die Schuld aufgeteilt oder nach Fehlern im »System« gesucht. Die Frage war stets so aktuell und vielschichtig, dass die Diskussion unablässig weiterging. Und im Kontext der historischen Diskussionen, die sich tendenziell mit den Fragen der Schuld oder der Beziehung zwischen individueller Urheberschaft und strukturellen Zwängen befassten, erstreckt sich ein weites Feld an Kommentaren zu den internationalen Beziehungen, in denen Kategorien wie Abschreckung, Entspannung und Unabsichtlichkeit oder verallgemeinerbare Mechanismen wie Ausbalancieren, Verhandeln und Einreihen in den Vordergrund rücken. Obwohl die Erörterung dieser Frage inzwischen fast hundert Jahre alt ist, besteht kein Grund zu der Annahme, dass sie obsolet ist.<sup>15</sup>

Auch wenn die Diskussion alt ist, so ist das Thema immer noch aktuell, eigentlich ist es heute sogar aktueller und bedeutsamer als vor zwanzig oder dreißig Jahren. Die Umbrüche in unserer eigenen Welt haben unsere Sichtweise der Ereignisse von 1914 verändert. Es war einfach, sich die Katastrophe von Europas »letztem Sommer« als ein Kostümspektakel der Ära Eduards VII. vorzustellen. Die verweichlichten Rituale und pompösen Uniformen, der »Ornamentalismus« einer Welt, die immer noch zum großen Teil in erblichen Monarchien organisiert war, hatten eine distanzierende Wirkung auf die heutige Erinnerung. Sie schienen zu signalisieren, dass die Protagonisten Menschen aus einer anderen, untergegangenen Welt waren. Die Vermutung hielt sich hartnäckig, dass

die Akteure, wenn sie schon buschige, grüne Straußenfedern auf ihren Hüten trugen, auch entsprechende Gedanken und Motive gehabt haben mussten.<sup>16</sup>

Dabei muss jedem Leser aus dem 21. Jahrhundert, der den Verlauf der Krise von 1914 aufmerksam verfolgt, deren Aktualität ins Auge springen. Alles fing mit einem Kommando von Selbstmordattentätern und einem Autokorso an. Hinter der Gräueltat von Sarajevo stand eine erklärte Terrororganisation, die einen Opfer-, Todes- und Rachekult pflegte; überdies war diese Terrororganisation extraterritorial und kannte keinen eindeutigen geographischen oder politischen Ort. Sie war in Zellen über politische Grenzen hinweg verstreut, man konnte sie nicht zur Rechenschaft ziehen, zu einer souveränen Regierung unterhielt sie lediglich indirekt und heimlich Kontakte, die für Außenstehende kaum auszumachen waren. Tatsächlich könnte man sogar behaupten, dass die Julikrise 1914 uns heute weniger fremd – weniger unerklärlich – ist als noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Seit dem Ende des Kalten Krieges ist an die Stelle des Systems globaler, bipolarer Stabilität ein weit komplexeres und unberechenbareres Gefüge von Kräften getreten, einschließlich einiger Reiche im Niedergang und aufsteigender Mächte – ein Zustand, der zum Vergleich mit der Situation in Europa anno 1914 geradezu einlädt. Dieser Perspektivwechsel veranlasst uns, die Geschichte der Entwicklung zum Krieg neu zu betrachten. Wenn man sich dieser Herausforderung stellt, so heißt das keineswegs, mit aller Gewalt einen banalen Gegenwartsbezug herzustellen, der sich die Vergangenheit so zurechtbastelt, dass sie den Bedürfnissen der Gegenwart entspricht, sondern es geht darum, jene Merkmale der Vergangenheit zu erkennen, auf die wir durch unseren veränderten Standpunkt einen klareren Blick erhalten haben.

Dazu zählt etwa der Balkankontext des Kriegsbeginns. Serbien ist einer der blinden Flecke der Historiographie zur Julikrise. Das Attentat in Sarajevo wird in vielen Darstellungen als reiner Vorwand behandelt, als ein Ereignis ohne großen Einfluss auf die eigentlichen Kräfte, deren Zusammenspiel den Konflikt herbeiführte. In einer ausgezeichneten Studie zum Ausbruch des Krieges 1914 erklären die Autoren: »Die Morde [in Sarajevo] allein lösten nichts aus. Erst die Art und Weise, wie

dieses Ereignis ausgenutzt wurde, führte die Nationen in den Krieg.«<sup>17</sup> Die Marginalisierung der serbischen und damit der breiteren Balkan-dimension der Geschichte setzte schon während der Julikrise ein, die als eine Antwort auf die Morde in Sarajevo begann, aber später eine andere Richtung erhielt und in eine geopolitische Phase eintrat, in der Serbien und seine Aktionen eine untergeordnete Rolle spielten.

Auch unser moralischer Kompass hat sich verändert. Die Tatsache, dass ein serbisch dominiertes Jugoslawien als einer der Siegerstaaten aus diesem Krieg hervorging, schien implizit die Tat des Mannes zu rechtfertigen, der am 28. Juni die Schüsse abgab – so sahen es mit Sicherheit die jugoslawischen Behörden, die den Ort des Attentats mit Fußabdrücken aus Bronze und einer Tafel markierten, welche die »ersten Schritte in die Freiheit der Jugoslawen« feierten. In einer Zeit, in der die nationale Idee noch jung und voller Versprechungen war, herrschte intuitiv Sympathie mit dem Nationalismus der Südslawen und wenig Sympathie für die schwerfällige Völkergemeinschaft des Habsburger Reichs. Die Kriege im Ex-Jugoslawien der neunziger Jahre haben uns an die Tödllichkeit des Nationalismus auf dem Balkan erinnert. Seit Srebrenica und der Belagerung Sarajevos fällt es schwerer, Serbien als reines Objekt oder Opfer der Großmachtpolitik zu sehen, stattdessen kann man sich leichter den serbischen Nationalismus als eigene historische Kraft vorstellen. Aus der Sicht der heutigen Europäischen Union betrachten wir den zerfallenen Flickenteppich des habsburgischen Österreich-Ungarn tendenziell mit mehr Sympathie – oder zumindest weniger Verachtung.

Schließlich dürfte heute kaum jemand auf die Idee kommen, die beiden Morde in Sarajevo als ein bloßes Unglück abzutun, das unmöglich gewichtigere Folgen zeitigen konnte. Die Anschläge auf das World Trade Center im September 2001 haben uns exemplarisch vor Augen geführt, inwiefern ein einziges, symbolträchtiges Ereignis – so tief es auch in einem größeren historischen Prozess verwurzelt sein mag – die Politik unwiderruflich verändern kann, indem es bisherige Optionen zunichtemacht und neuen Optionen eine unvorhersehbare Dringlichkeit verleiht. Wenn man Sarajevo und den Balkan wieder in den Mittelpunkt der Geschichte rückt, so heißt das keineswegs, dass die Serben oder ihre Politiker dämonisiert werden, noch entlässt es uns aus der Verpflich-



tung, die Kräfte zu verstehen, die auf und in den serbischen Politikern, Offizieren und Aktivisten wirkten, deren Verhalten und Entscheidungen nicht zuletzt bestimmten, welche Konsequenzen die Schüsse von Sarajevo haben würden.

Das vorliegende Buch setzt sich zum Ziel, die Julikrise von 1914 als ein modernes Ereignis zu verstehen, als das komplexeste Ereignis der heutigen Zeit, womöglich bislang aller Zeiten. Es befasst sich weniger mit der Frage, warum der Krieg ausbrach, als damit, wie es dazu kam. Die Fragen nach dem Warum und Wie sind logisch untrennbar miteinander verbunden, aber sie führen uns in verschiedene Richtungen. Die Frage nach dem *Wie* fordert uns auf, die Abfolge der Interaktionen näher zu untersuchen, die bestimmte Ergebnisse bewirkten. Hingegen lädt uns die Frage nach dem *Warum* ein, nach fernen und nach Kategorien geordneten Ursachen zu suchen: Imperialismus, Nationalismus, Rüstung, Bündnisse, Hochfinanz, Vorstellungen der nationalen Ehre, Mechanismen der Mobilisierung. Der »Warum-Ansatz« bringt zwar eine gewisse analytische Klarheit, aber er hat auch einen verzerrenden Effekt, weil er die Illusion eines ständig wachsenden Kausaldrucks erzeugt. Die Faktoren türmen sich auf und drücken auf die Ereignisse; politische Akteure werden zu reinen ausführenden Organen der Kräfte, die sich längst etabliert haben und ihrer Kontrolle entziehen.

In der Geschichte, die dieses Buch erzählt, bestimmen handlungsfähige und -bereite Entscheidungsträger das Bild. Diese Entscheidungsträger (Könige, Kaiser, Außenminister, Botschafter, Militärs und eine Fülle kleinerer Beamter) bewegten sich mit behutsamen, wohl berechneten Schritten auf die Gefahr zu. Der Ausbruch des Krieges war der Höhepunkt in einer Kette von Entscheidungen, die von politischen Akteuren mit bewussten Zielen getroffen wurden. Diese Akteure waren bis zu einem gewissen Grad der Selbstreflexion fähig, sie erkannten eine Auswahl von Optionen und bildeten sich auf der Basis der besten Informationen, die ihnen vorlagen, ein Urteil. Nationalismus, Rüstung, Bündnisse und Hochfinanz waren allesamt Teil der Geschichte, aber man kann ihnen lediglich dann eine echte erklärende Bedeutung beimessen, wenn man aufzeigen kann, dass sie Entscheidungen beeinflussten, die – zusammengenommen – den Krieg ausbrechen ließen.

Ein bulgarischer Historiker der Balkankriege stellte unlängst treffend fest: »Sobald wir die Frage ›warum‹ stellen, wird Schuld zum Brennpunkt.«<sup>18</sup> Fragen nach der Schuld und Verantwortung für den Kriegsausbruch flossen schon vor Beginn des Krieges in diese Geschichte ein. Der gesamte Quellenbestand steckt voller Schuldzuschreibungen (denn es ist eine Eigenart dieser Krise, dass alle Handelnden dem Gegner aggressive Absichten unterstellten und sich selbst defensive Intentionen bescheinigten), und das Urteil, das Artikel 231 des Friedensvertrags von Versailles enthält, hat dafür gesorgt, dass die »Kriegsschuldfrage« weiterhin aktuell ist. Auch hier legt der Fokus auf dem *Wie* eine alternative Vorgehensweise nahe: eine Reise durch die Ereignisse, die nicht von der Notwendigkeit getrieben wird, eine Anklageschrift gegen diesen oder jenen Staat oder diese oder jene Person zu schreiben, sondern sich zum Ziel setzt, die Entscheidungen zu erkennen, die den Krieg herbeiführten, und die Gründe und Emotionen zu verstehen, die dahintersteckten. Das heißt nicht, dass die Frage nach der Verantwortung ganz aus der Diskussion ausgeklammert wird – nach Möglichkeit sollen die Antworten auf die *Warum*-Frage jedoch aus den Antworten auf Fragen nach dem *Wie* erwachsen, statt umgekehrt.

Dieses Buch erzählt, wie der Krieg nach Europa kam. Es zeichnet die Pfade zum Krieg in einem mehrschichtigen Narrativ nach, das die wichtigsten Entscheidungszentren in Wien, Berlin, St. Petersburg, Paris, London und Belgrad umfasst, mit kurzen Exkursionen nach Rom, Konstantinopel und Sofia. Es ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil konzentriert sich auf die beiden Antagonisten Serbien und Österreich-Ungarn, deren Streit den Konflikt auslöste. Er zeichnet ihre Interaktionen bis zum Vorabend der Morde in Sarajevo nach. Teil II unterbricht den erzählerischen Ansatz und geht in vier Kapiteln vier Fragen auf den Grund: Wie kam die Polarisierung Europas in entgegengesetzte Bündnisblöcke eigentlich zustande? Wie gestalteten die Regierungen der europäischen Staaten die Außenpolitik? Wie kam es, dass der Balkan – eine Randzone fernab von den europäischen Zentren der Macht und des Geldes – zum Schauplatz einer so gigantischen Krise wurde? Wie brachte ein internationales System, das allem Anschein nach in eine Phase der Entspannung eintrat, einen allgemeinen Krieg hervor? Teil III

beginnt mit dem Attentat in Sarajevo und schildert die Julikrise selbst, wobei die Wechselbeziehungen zwischen den wichtigen Entscheidungszentren untersucht und die Kalkulationen, Missverständnisse und Entscheidungen ans Licht gebracht werden, welche die Krise in die nächste Phase eintreten ließen.

Eine zentrale These dieses Buches lautet, dass man die Ereignisse vom Juli 1914 nur dann verstehen kann, wenn man die Wege, welche die Hauptentscheidungsträger beschritten, beleuchtet und ihre Sicht der Ereignisse schildert. Dazu genügt es allerdings nicht, einfach die Abfolge der internationalen »Krisen« Revue passieren zu lassen, die dem Kriegsausbruch vorausgingen – wir müssen uns vor Augen führen, wie jene Ereignisse empfunden und in Narrative eingewoben wurden, welche die Wahrnehmungen prägten und Verhalten motivierten. Warum verhielten sich jene Männer, deren Entscheidungen Europa in den Krieg führten, ausgerechnet so und sahen die Dinge auf diese Weise? Wie lassen sich das Gefühl der Angst und die dunklen Vorahnungen, die einem in so vielen Quellen begegnen, in Einklang bringen mit der Arroganz und Prahlerei, auf die wir stoßen – häufig zum Ausdruck gebracht von ein und derselben Person? Warum spielten so exotische Besonderheiten der Vorkriegszeit wie die albanische Frage und das »bulgarische Darlehen« eine so große Rolle, und wie trafen sie in den Köpfen jener Personen, die die politische Macht innehatten, aufeinander? Als die Entscheidungsträger über die internationale Lage oder externe Bedrohungen diskutierten, sahen sie da die Realität oder projizierten sie ihre eigenen Ängste und Wünsche auf ihre Widersacher, oder beides? So anschaulich wie möglich sollen hier die überaus dynamischen »Entscheidungspositionen« rekonstruiert werden, die von den Hauptakteuren im Vorfeld und während des Sommers 1914 eingenommen wurden.

In einer der interessantesten jüngeren Publikationen über diesen Krieg wird die These aufgestellt, dass er nicht nur keineswegs unvermeidlich, sondern tatsächlich »unwahrscheinlich« gewesen sei – zumindest bis zu seinem Ausbruch.<sup>19</sup> Daraus würde folgen, dass der Konflikt nicht die Konsequenz einer langfristigen Verschlechterung der Beziehungen war, sondern kurzfristiger Erschütterungen des internationalen Systems. Ob man diese Anschauung nun teilt oder nicht, sie hat den

Vorteil, dass sie das Element des Zufalls in das Geschehen einbringt. Und es trifft mit Sicherheit zu, dass manche Entwicklungen, die ich hier untersuche, zwar unmissverständlich in die Richtung der tatsächlichen Ereignisse von 1914 weisen, dass andere Vektoren des Wandels vor dem Krieg aber auch auf Ergebnisse hindeuten, die schließlich nicht Realität wurden. Dies im Hinterkopf, möchte ich in diesem Buch zeigen, wie die einzelnen Puzzleteilchen der Kausalität zusammenkamen, die, sobald sie an Ort und Stelle lagen, den Kriegsausbruch ermöglichten. Allerdings möchte ich dabei den Ausgang nicht allzu sehr im Voraus festlegen. Ich habe versucht, mir stets vor Augen zu halten, dass die in diesem Buch beschriebenen Menschen, Ereignisse und Kräfte in sich den Keim für andere, vielleicht nicht ganz so schreckliche Zukünfte trugen.

TEIL I

WEGE NACH  
SARAJEVO

## KAPITEL 1

# Serbische Schreckgespenster

### Mord in Belgrad

Kurz nach zwei Uhr morgens am 11. Juni 1903 näherten sich 28 Offiziere der serbischen Armee dem Haupteingang des Königspalastes in Belgrad.\* Nach einem Schusswechsel wurden die Wachen vor dem Gebäude verhaftet und entwaffnet. Mit den Schlüsseln, die sie dem befehlshabenden Offizier abnahmen, drangen die Verschwörer in die Empfangshalle ein und begaben sich zu den königlichen Schlafgemächern. Eilig rannten sie die Stufen hoch und die Korridore entlang. Als die Verschwörer feststellten, dass die königlichen Gemächer von einer schweren Eichentür versperrt waren, sprengten sie die Tür mit einer Schachtel Dynamit auf. Die Sprengladung war so stark, dass die Flügel aus den Angeln gerissen und quer durch das Vorzimmer geschleudert wurden. Der Adjutant des Königs, der hinter der Tür gestanden hatte, wurde tödlich getroffen. Die Detonation ließ darüber hinaus im Palast den Strom ausfallen, sodass es im ganzen Gebäude stockfinster wurde. Die Eindringlinge ließen sich davon nicht abhalten, entdeckten in einem Nachbarzimmer ein paar Kerzen und stürmten weiter. Als sie das Schlafzimmer erreichten, waren König Alexander und Königin Draga nicht mehr dort. Aber der französische Roman, den die Königin gelesen hatte, lag aufgeschlagen mit den Seiten nach unten auf dem Nachttisch. Jemand berührte die Laken und spürte, dass das Bett noch warm war – offenbar hatte das Paar es

\* Heute die ehemaligen Palastgebäude in der Belgrader Innenstadt an der Straße Dragoslava Jovanovića.

erst vor kurzem verlassen. Nachdem die Eindringlinge vergeblich das Schlafzimmer durchsucht hatten, durchkämmten sie mit Kerzen und gezogenem Revolver in den Händen den ganzen Palast.

Während die Offiziere von Zimmer zu Zimmer zogen und auf Schränke, Wandteppiche und andere potenzielle Verstecke schossen, kauerten König Alexander und Königin Draga im ersten Stock in einem winzigen Anbau zur Schlafkammer, wo die Dienstmädchen der Königin in der Regel ihre Kleider bügelten und stopften. Fast zwei Stunden dauerte die Suche. Der König nutzte diese Pause, um sich so leise wie möglich eine Hose und ein rotes Seidenhemd anzuziehen; er wollte nicht, dass seine Feinde ihn nackt fanden. Der Königin gelang es derweil, sich mit einem Unterrock, einem Korsett aus weißer Seide und einem einzigen gelben Strumpf notdürftig zu bekleiden.

Unterdessen wurden in der Stadt weitere Opfer aufgetrieben und getötet: Die beiden Brüder der Königin, die allgemein verdächtigt wurden, Ränke gegen den serbischen Thron zu schmieden, wurden aus dem Haus ihrer Schwester in Belgrad gejagt und »zu einer Wache in der Nähe des Palastes gebracht, wo sie beschimpft und barbarisch niedergemacht wurden«. <sup>1</sup> Auch in die Wohnungen des Regierungschefs Dimitrije Cincar-Marković und des Kriegsministers Milovan Pavlović drangen Mörder ein. Beide wurden erschlagen; auf Pavlović, der sich in einer Holzkiste versteckt hatte, wurden 25 Schüsse abgegeben. Innenminister Belimir Theodorović wurde angeschossen und irrtümlich für tot gehalten, erholte sich später aber von seinen Wunden; andere Minister wurden unter Arrest gestellt.

Im Palast wurde der loyale erste Adjutant des Königs, Lazar Petrović, den man nach einem Schusswechsel entwaffnet und gefasst hatte, von den Verschwörern durch die dunklen Zimmer geführt und gezwungen, den König von jeder Tür aus zu rufen. Als sie zu einer zweiten Suche in die Schlafkammer zurückkehrten, entdeckten sie schließlich hinter dem Wandteppich einen versteckten Eingang. Ein Angreifer schlug vor, kurzerhand die Wand mit einer Axt einzuschlagen. Da erkannte Petrović, dass das Spiel aus war, und erklärte sich bereit, den König aufzufordern, sein Versteck zu verlassen. Hinter der Täfelung fragte der König nach, wer denn rufe, worauf der Adjutant antwortete: »Ich

bin's, Euer Laza, öffnet Euren Offizieren die Tür!« Der König erwiderte: »Kann ich mich auf den Eid meiner Offiziere verlassen?« Die Verschwörer antworteten zustimmend. Einer Version zufolge erschien der König, vor Angst zitternd, die Brille auf der Nase und notdürftig mit dem roten Hemd bekleidet, in seinen Armen die Königin. Das Paar wurde in einem Kugelhagel aus nächster Nähe niedergeschossen. Petrović, der einen versteckten Revolver in einem aussichtslosen Versuch zog, seinen Herrn zu schützen (zumindest wurde das später behauptet), wurde ebenfalls getötet. Es folgte eine Orgie sinnloser Gewalt. Die Leichen wurden, laut der späteren Aussage des traumatisierten, italienischen Barbiers des Königs, dem man den Befehl erteilte, die Körper abzuholen und sie für das Begräbnis einzukleiden, mit Säbeln zerstoichen, mit einem Bajonett aufgerissen, teilweise ausgenommen und mit einer Axt zerhackt, bis sie zur Unkenntlichkeit verstümmelt waren. Der Leichnam der Königin wurde zum Geländer des Schlafzimmerfensters geschleppt und, so gut wie nackt und völlig blutverschmiert, in den Garten geworfen. Als die Mörder versuchten, mit Alexander ebenso zu verfahren, schloss sich dem Vernehmen nach eine Hand des Königs für einen Moment um das Geländer. Ein Offizier hackte die Faust mit einem Säbel durch. Die einzelnen Finger und der Körper des Monarchen fielen zu Boden. Als sich die Attentäter im Garten versammelt hatten, um eine Zigarette zu rauchen und ihr Zerstörungswerk zu inspizieren, fing es an zu regnen.<sup>2</sup>

Die Ereignisse vom 11. Juni 1903 markierten einen Neubeginn in der serbischen politischen Geschichte. Die Dynastie Obrenović, die Serbien während des größten Teils der kurzen Existenz des Landes als unabhängiger Staat regiert hatte, war ausgelöscht. Nur wenige Stunden nach dem Attentat verkündeten die Verschwörer das Ende der Obrenović-Linie und die Thronbesteigung durch Peter Karadjordjević, der damals in der Schweiz im Exil lebte.

Warum wurde mit der Obrenović-Dynastie so schonungslos abgerechnet? Die Monarchie hatte in Serbien nie stabile Institutionen etabliert. Die Wurzel des Problems lag nicht zuletzt im Nebeneinander rivalisierender dynastischer Familien. Zwei große Sippen, die der Obrenović und der Karadjordjević, hatten sich in dem Befreiungskrieg gegen die



Die beiden rivalisierenden Dynastien, eine exponierte Lage zwischen dem Osmanischen und dem Habsburgischen Reich und eine ausgesprochen respektlose politische Kultur, die von Kleinbauern dominiert wurde – alle diese Faktoren zusammengenommen sorgten dafür, dass die Monarchie eine umstrittene Einrichtung blieb. Es ist bezeichnend, wie wenige serbische Regenten des 19. Jahrhunderts auf dem Thron eines natürlichen Todes starben. Der Gründer des Fürstentums, Miloš Obrenović, war ein grausamer Autokrat, dessen Herrschaft immer wieder von Aufständen erschüttert wurde. Im Sommer 1839 dankte er zugunsten seines ältesten Sohnes Milan ab, der zu dem Zeitpunkt so schwer an den Masern erkrankt war, dass er bei seinem Tod 13 Tage später noch immer nichts von seinem Aufstieg mitbekommen hatte. Die Herrschaft des jüngeren Sohnes Mihailo fand ein vorzeitiges Ende, als er durch eine Rebellion im Jahr 1842 abgesetzt wurde. Damit war der Weg frei für die Einsetzung eines Karadjordjević – keines anderen als Alexander, Sohn des »Schwarzen Georgs«. Aber im Jahr 1858 wurde auch Alexander gezwungen abzudanken, ihn löste wiederum Mihailo ab, der im Jahr 1860 auf den Thron zurückkehrte. Mihailo war in seiner zweiten Regierungszeit nicht beliebter als in der ersten; acht Jahre später fiel er gemeinsam mit einer Kusine einer Verschwörung zum Opfer, die möglicherweise der Karadjordjević-Clan unterstützt hatte.

Die lange Regierungszeit von Mihailos Nachfolger, Fürst Milan Obrenović (1868–1889), brachte ein gewisses Maß an politischer Stabilität. Im Jahr 1882, vier Jahre nachdem der Berliner Kongress Serbien den Status eines unabhängigen Staates zuerkannt hatte, erklärte Milan das Land zu einem Königreich und sich selbst zum König. Doch die außerordentlich starken politischen Turbulenzen blieben ein Problem. Im Jahr 1883 lösten die Bemühungen der Regierung, die Feuerwaffen der Bauernmilizen im Nordosten Serbiens zu konfiszieren, einen großen Provinzaufstand aus: den Timoker Aufstand. Milan antwortete mit brutalen Vergeltungsmaßnahmen gegen die Rebellen und einer Hexenjagd auf führende politische Persönlichkeiten in Belgrad, die im Verdacht standen, die Unruhen geschürt zu haben.

Die serbische politische Kultur wandelte sich Anfang der 1880er Jahre durch das Aufkommen moderner politischer Parteien mit eigenen Zei-

tungen, Versammlungen, Manifesten, Wahlkampfstrategien und lokalen Ausschüssen. Auf diese beeindruckende neue Kraft im öffentlichen Leben antwortete der König im Stil eines echten Autokraten. Als die Wahlen von 1883 eine feindliche Mehrheit im serbischen Parlament (der sogenannten Skupština) ergaben, weigerte sich der König kurzerhand, eine von der dominierenden Radikalen Volkspartei gestellte Regierung zu ernennen, und beschloss stattdessen, ein Kabinett aus Bürokraten zusammenzustellen. Die Skupština wurde per Dekret eröffnet und zehn Minuten danach wiederum per Dekret geschlossen. Ein katastrophaler Krieg gegen Bulgarien im Jahr 1885 (die Folge von Entscheidungen königlicher Vertreter, die ohne jede Rücksprache mit Ministern geschweige denn dem Parlament getroffen wurden) sowie eine erbitterte und skandalöse Scheidung von seiner Frau Königin Nathalie schaden zusätzlich dem Ruf des Monarchen. Als Milan 1889 abdankte (nicht zuletzt in der Hoffnung, die hübsche junge Frau seines Privatsekretärs zu ehelichen), schien sein Abgang längst überfällig.

Die Regentschaft, die während der Minderjährigkeit von Milans Sohn Kronprinz Alexander als serbische Regierung eingesetzt wurde, hatte vier Jahre lang Bestand. Im Jahr 1893 stürzte Alexander selbst im Alter von nur 16 Jahren in einem bizarren Staatsstreich die Regentschaft: Die Kabinettsminister wurden zu einem Abendessen eingeladen, und ihnen wurde bei einem Trinkspruch in aller Freundschaft mitgeteilt, dass sie alle unter Arrest ständen. Der junge König kündigte an, dass er die Absicht habe, die »volle königliche Autorität« für sich zu beanspruchen; zentrale Ministerialgebäude und das Telegrafenamt waren bereits vom Militär besetzt worden.<sup>3</sup> Die Bürger von Belgrad sahen am nächsten Morgen an jeder Straßenecke Plakate, die bekannt gaben, dass Alexander die Macht übernommen habe.

In Wirklichkeit hielt hinter den Kulissen immer noch Ex-König Milan die Fäden in der Hand. Milan hatte seinerzeit die Regentschaft eingesetzt, und Milan hatte auch den Putsch im Namen seines Sohnes inszeniert. In einem grotesken familieninternen Schachzug, für den man in Europa kaum eine zeitgenössische Parallele finden dürfte, diente der abgetretene Vater als höchster Berater für den königlichen Sohn. In den Jahren 1897 bis 1900 wurde dieses Arrangement in der »Milan-

Alexander-Dyarchie« offiziell bestätigt. »Königvater Milan« wurde zum Oberbefehlshaber der serbischen Armee ernannt, der erste und letzte Zivilist in diesem Amt.

Unter Alexanders Herrschaft begann die Endphase der Geschichte der Obrenović-Dynastie. Mit der Rückendeckung seines Vaters verspielte Alexander rasch das hoffnungsfrohe Wohlwollen der Bevölkerung, das häufig mit der Einsetzung einer neuen Ordnung einhergeht. Er ignorierte die vergleichsweise liberalen Bestimmungen der serbischen Verfassung und führte stattdessen eine Art neoabsolutistischer Herrschaft ein: Geheime Wahlen wurden abgeschafft, die Pressefreiheit wurde aufgehoben, Zeitungen wurden geschlossen. Als die Führung der Radikalen Volkspartei protestierte, sahen sie sich kurzerhand ausgeschlossen von der Machtausübung. In der Manier eines Mächtetern-Diktators schaffte Alexander Verfassungen ab, führte neue ein und setzte sie wieder aus. Er zeigte nicht den geringsten Respekt für die Unabhängigkeit der Justiz und intrigierte sogar gegen hohe Politiker. Das Spektakel, wie der König und Königvater Milan skrupellos im Tandem die Hebel der Macht bedienten – ganz zu schweigen von Königinmutter Nathalie, die trotz der gescheiterten Ehe mit Milan immer noch großen Einfluss hatte –, wirkte sich verheerend auf das Ansehen der Dynastie aus.

Alexanders Entscheidung, die umstrittene Witwe eines ominösen Ingenieurs zu heiraten, trug nicht gerade dazu bei, die Lage zu entspannen. Er hatte Draga Mašin 1897 kennengelernt, als sie als Hofdame bei seiner Mutter gedient hatte. Draga war zehn Jahre älter als der König, in der Belgrader Gesellschaft unbeliebt, galt gemeinhin als unfruchtbar und war für ihre angeblich zahlreichen sexuellen Beziehungen hinlänglich bekannt. Während einer hitzigen Sitzung des Kronrats, als die Minister vergeblich versuchten, den König von einer Heirat mit Mašin abzubringen, brachte der Innenminister Djordje Genčić ein gewichtiges Argument vor: »Sire, Ihr könnt sie nicht heiraten. Sie war die Mätresse von allen und jedem – auch meine.« Die Belohnung für die Offenherzigkeit des Ministers war eine heftige Ohrfeige – Genčić sollte sich später einer Mordverschwörung gegen den König anschließen.<sup>4</sup> Mit anderen hohen Regierungsvertretern kam es zu ähnlichen Auseinandersetzungen.<sup>5</sup> Auf einer sehr gereizten Kabinettsitzung schlug der amtie-

rende Regierungschef sogar vor, den König im Palast unter Hausarrest zu stellen oder ihn gefesselt und geknebelt außer Landes zu schaffen, um die Trauung zu verhindern.<sup>6</sup> Der Widerstand gegen Mašin in den herrschenden Schichten war so stark, dass es dem König eine Zeitlang schwerfiel, geeignete Kandidaten für hohe Ämter zu finden; schon die Meldung von der Verlobung Alexanders und Dragas führte dazu, dass die Kabinettsminister geschlossen ihren Rücktritt erklärten, und der König musste sich notgedrungen mit einem lückenhaften »Hochzeitsskabinett« aus unbekanntenen Persönlichkeiten abfinden.

Der Streit um die Ehe belastete auch die Beziehung zwischen dem König und seinem Vater. Milan war so empört über die Aussicht, dass Draga seine Schwiegertochter werden sollte, dass er von seinem Posten als Oberbefehlshaber der Armee zurücktrat. In einem Brief an seinen Sohn vom Juni 1900 erklärte er, dass Alexander »Serbien in einen Abgrund stürze«, und schloss mit einer unverhüllten Warnung: »Ich werde als Erster die Regierung begeistert begrüßen, die Euch nach einer solchen Dummheit von Eurer Seite aus dem Land jagt.«<sup>7</sup> Alexander hielt dennoch an seinem Vorhaben fest (er und Draga wurden am 23. Juni 1900 in Belgrad getraut) und nutzte die Gelegenheit, die der Rücktritt seines Vaters bot, um die eigene Kontrolle über das Offizierskorps zu stärken. Es folgte eine »Säuberung« von Milans Freunden (und Dragas Gegnern) aus hohen militärischen und zivilen Posten. Der Königvater wurde weiterhin ständig observiert, dann gebeten, Serbien zu verlassen, und anschließend wurde ihm die Rückkehr untersagt. Es war eine gewisse Erleichterung für das königliche Paar, als Milan, der sich in Österreich niedergelassen hatte, im Januar 1901 starb.

Ende 1900 stieg für kurze Zeit die Beliebtheit des Monarchen wiederum, als der Palast bekannt gab, dass die Königin ein Kind erwarte. Es folgte eine Woge öffentlicher Sympathiebekundungen. Allerdings war im April 1901 die Woge der Empörung entsprechend heftig, als sich herausstellte, dass Dragas Schwangerschaft lediglich eine List gewesen war, um die öffentliche Meinung zu besänftigen (in der Hauptstadt kursierten gar Gerüchte von einem vereitelten Plan, ein »untergeschobenes Kind« als serbischen Thronerben einzusetzen). Blind und taub für die Stimmung im Volk inszenierte Alexander einen regelrechten Kult um

einflussreichen Kaufmanns- und Bankiersfamilien (insbesondere jenen, die am Export von Vieh und Lebensmitteln beteiligt waren) werteten viele die Wien-freundliche Außenpolitik der Obrenović-Dynastie als Fesselung der serbischen Wirtschaft an ein österreichisches Monopol und als Hindernis für die einheimischen Kapitalisten beim Zugang zu den Weltmärkten.<sup>8</sup> Am 6. April 1903 wurde eine Demonstration in Belgrad, die gegen die Verfassungsmanipulation des Königs protestierte, von der Polizei und Gendarmen brutal aufgelöst. Achtzehn Menschen kamen ums Leben, weitere fünfzig wurden verletzt.<sup>9</sup> Über hundert Menschen, darunter etliche Offiziere, wurden verhaftet und ins Gefängnis gesteckt, die meisten wurden jedoch nach wenigen Tagen wieder entlassen.

Im Zentrum des wachsenden Widerstands gegen die Krone stand die serbische Armee. Um die Jahrhundertwende zählte die Armee zu den dynamischsten Einrichtungen in der serbischen Gesellschaft. In einer immer noch weitgehend ländlichen und unterentwickelten Wirtschaft, wo es kaum Möglichkeiten gab, eine vielversprechende Laufbahn einzuschlagen, war ein Offizierspatent ein bevorzugter Weg zu Status und Einfluss. Dieses Übergewicht war von König Milan noch verstärkt worden, indem er dem Militär reichlich Mittel zukommen ließ und das Offizierskorps aufstockte, während er zugleich die ohnehin mageren Ausgaben des Staates für höhere Bildung kürzte. Doch die fetten Jahre fanden nach dem Abschied des Königvaters im Jahr 1900 ein jähes Ende: Alexander kürzte das Militärbudget, man ließ es zu, dass Offiziersgehälter monatelang in Rückstand gerieten, und eine Vetternwirtschaft bei Hofe sorgte dafür, dass Freunde oder Verwandte des Königs und seiner Frau über die Köpfe ihrer Kollegen hinweg auf zentrale Posten befördert wurden. Dieser Groll wurde noch durch die (trotz offizieller Dementis) verbreitete Überzeugung geschürt, dass der König, da er keinen biologischen Thronerben hervorgebracht hatte, die Absicht habe, Königin Dragas Bruder Nikodije Lunjevica als Nachfolger auf den serbischen Thron zu setzen.<sup>10</sup>

Im Sommer 1901 bildete sich um einen talentierten jungen Leutnant der serbischen Armee, der bei den Ereignissen im Juli 1914 eine wichtige Rolle spielen sollte, eine Verschwörung heraus. Dragutin Dimitrijević, der später wegen seiner massigen Gestalt »Apis« genannt

wurde, weil seine Anhänger ihn mit dem Stiergott des alten Ägyptens verglichen, war unmittelbar nach seinem Examen an der serbischen Militärakademie auf einen Posten im Generalstab befördert worden, ein untrügliches Zeichen für die hohe Meinung, die seine Vorgesetzten von ihm hatten. Dimitrijević war wie geschaffen für die Welt der politischen Verschwörungen. Der geradezu manisch heimlichtuerische, ganz in seiner militärischen und politischen Arbeit aufgehende Apis, der bei der Wahl seiner Methoden keine Skrupel kannte und in kritischen Augenblicken stets einen kühlen Kopf behielt, eignete sich nicht dafür, eine große Volksbewegung anzuführen. Sein großes Talent bestand vielmehr darin, innerhalb kleiner Gruppen und in privaten Kreisen Anhänger zu gewinnen und aufzubauen, seinen Gefolgsleuten ein Gefühl der Bedeutung ihrer Aufgabe zu vermitteln, Zweifel verstummen zu lassen und zu extremen Aktionen zu motivieren.<sup>11</sup> Ein Verschwörer beschrieb ihn als »geheime Kraft, der ich mich selbst zur Verfügung stellen musste, obwohl mir mein Verstand keinen Grund dafür nennen konnte«. Ein anderer Königsmörder wunderte sich über die Gründe für den Einfluss Apis': Weder seine Intelligenz, noch seine Redegewandtheit, noch die Kraft seiner Ideen schienen seine Wirkung ausreichend zu erklären. »Aber er war der Einzige unter uns, der allein durch seine Präsenz imstande war, meine Gedanken in seine Richtung zu lenken, und konnte mit wenigen, ganz normal dahingesagten Worten aus mir einen gehorsamen Vollstrecker seines Willens machen.«<sup>12</sup> Das Milieu, in dem Dimitrijević diese Talente einsetzte, war dezidiert männlich. Frauen kamen in seinem Erwachsenenleben nur am Rande vor; er ließ nie ein sexuelles Interesse an ihnen erkennen. Sein gewohntes Umfeld und der Schauplatz aller seiner Intrigen waren die rauchgeschwängerte, Männern vorbehaltene Welt der Belgrader Kaffeehäuser – ein Ort, der zugleich privat und öffentlich war, wo Gespräche geführt werden konnten, ohne dass sie zwangsläufig belauscht wurden. Die bekannteste erhaltene Aufnahme von ihm zeigt den Schnurrbart tragenden Ränkeschmied mit zwei Kameraden in einer charakteristisch verschwörerischen Pose.

Dimitrijević hatte ursprünglich die Absicht, das königliche Paar auf einem Ball im Zentrum Belgrads am 11. September (dem Geburtstag der

Königin) zu ermorden. Nach einem Plan, der aus einem Agententhriller von Ian Fleming stammen könnte, sollten zwei Offiziere das Kraftwerk an der Donau angreifen, das ganz Belgrad mit Strom versorgte, während ein anderer das kleinere Kraftwerk ausschalten sollte, das das Gebäude belieferte, in dem der Ball stattfand. Sobald die Lichter ausgegangen waren, wollten die vier Attentäter, die am Ball teilnahmen, die Vorhänge in Brand stecken, den Feueralarm auslösen und den König und seine Frau ermorden, indem sie die beiden zwangen, Gift zu schlucken (Feuerwaffen wären bei einer möglichen Durchsuchung entdeckt worden). Das Gift hatte man erfolgreich an einer Katze getestet, aber ansonsten scheiterte der Plan in jeder Beziehung. Das Kraftwerk erwies sich als zu schwer bewacht, und die Königin beschloss ohnehin, nicht an dem Ball teilzunehmen.<sup>13</sup>

Die Verschwörer ließen sich von diesem und anderen gescheiterten Anschlägen nicht abschrecken und dehnten in den folgenden zwei Jahren die Reichweite der Verschwörung eifrig aus. Über einhundert Offiziere wurden rekrutiert, darunter viele jüngere Militärs. Ende 1901 bestanden auch Kontakte zu zivilen politischen Führern, darunter der ehemalige Innenminister Djordje Genčić, eben jener, der einst wegen seines offenen Protests gegen die Heiratspläne des Königs geohrfeigt worden war. Im Herbst 1902 erhielt die Verschwörung in einem geheimen Schwur förmlich Ausdruck. Der von Dimitrijević-Apis stammende Wortlaut machte kein Hehl aus dem Ziel des Unternehmens: »In der Erwartung des sicheren Zusammenbruchs des Staates [...] und da wir dafür in erster Linie den König und die Mätresse Draga Mašin verantwortlich machen, schwören wir, dass wir sie ermorden werden, und setzen zu diesem Zweck unsere Unterschrift darunter.«<sup>14</sup>

Im Frühjahr 1903, als dem Komplott zwischen 120 und 150 Verschwörer angehörten, war der Plan, das Königspaar im eigenen Palast zu ermorden, ausgereift. Die Durchführung erforderte jedoch umfassende Vorbereitungen, weil der König und seine Frau, die inzwischen von einer völlig berechtigten Paranoia erfasst worden waren, die Sicherheitsvorkehrungen verschärft hatten. Der König zeigte sich nie in der Stadt, außer in der Gesellschaft einer Schar von Begleitern; Draga hatte so große Angst vor einem Anschlag, dass sie sich einmal sechs Wochen

beschloss, die königlichen Leichen über den Balkon beim Schlafzimmer zu werfen. Apis schloss sich dem Mordkommando an, das sich Zutritt zu dem Palast verschaffte, verpasste jedoch den letzten Akt des Dramas: Er wurde bei einem Schusswechsel mit den Wachen am Haupteingang angeschossen und schwer verwundet. Er brach zusammen, verlor das Bewusstsein und wäre um ein Haar verblutet.

### »Verantwortungslose Akteure«

»Stadt ruhig, Bevölkerung scheint allgemein ungerührt«, bemerkte Sir George Bonham, der britische Botschafter in Belgrad in einer lapidaren Note am Abend des 11. Juni für London.<sup>17</sup> Die serbische »Revolution« sei, berichtete Bonham, von den Bewohnern der Hauptstadt »mit offener Befriedigung begrüßt« worden; der Tag nach den Morden sei »als Feiertag gefeiert und die Straßen mit Flaggen geschmückt« worden. Es herrschte »ein völliges Fehlen des gebührenden Bedauerns«. <sup>18</sup> Das »auffälligste Merkmal« der serbischen Tragödie, erklärte Sir Francis Plunkett, Bonhams Kollege in Wien, sei »die außerordentliche Ruhe, mit der die Durchführung eines so grässlichen Verbrechens akzeptiert worden sei«. <sup>19</sup>

Böse Zungen werteten diese gleichmütige Stimmung als Beweis für die Herzlosigkeit einer Nation, die von einer langen Tradition der Gewalt und des Königsmordes abgehärtet worden war. In Wahrheit hatten die Belgrader Bürger allen Grund, die Attentäter begeistert zu empfangen. Die Verschwörer übergaben die Macht unverzüglich an eine provisorische Allparteienregierung. Das Parlament wurde rasch wieder einberufen. Peter Karadjordjević wurde aus seinem Schweizer Exil zurückgerufen und vom Parlament zum König gewählt. Die ausgeprägt demokratische Verfassung von 1888 wurde, nunmehr unter dem Namen Verfassung von 1903, mit geringfügigen Änderungen wieder in Kraft gesetzt. Das alte Problem der Rivalität zwischen zwei serbischen Dynastien war auf einen Schlag Vergangenheit. Der Umstand, dass Karadjordjević, der einen großen Teil seines Lebens in Frankreich und in der Schweiz verbracht hatte, ein Anhänger John Stuart Mills war (in seinen jüngeren Jahren hatte er sogar Mills Essay *Über die Freiheit* ins



Serbische übersetzt), wurde von allen liberal Gesinnten außerordentlich begrüßt.

Noch ermutigender war Peters Erklärung, die er nach der Rückkehr aus dem Exil vor der Bevölkerung abgab, dass er die Absicht habe, »als wahrhaft verfassungsmäßiger König Serbiens zu regieren«.<sup>20</sup> Das Königreich wurde nunmehr zu einem echten parlamentarischen Staatswesen, in dem der Monarch herrschte, aber nicht regierte. Die Tatsache, dass der grausame Regierungschef Cincar-Marković, ein Günstling Alexanders, während des Umsturzes ermordet worden war, war ein eindeutiges Signal, dass politische Macht künftig auf dem Rückhalt der Bevölkerung und auf Parteinetzwerken basieren würde, statt auf dem guten Willen der Krone. Politische Parteien konnten ihrer Arbeit nachgehen, ohne ständig Repressionen befürchten zu müssen. Die Presse litt zumindest unter keiner so starken Zensur, wie sie unter den Obrenović üblich gewesen war. Es winkte die Aussicht auf ein nationales politisches Leben, das empfänglicher für die Bedürfnisse der Bevölkerung war und sich eher im Einklang mit der öffentlichen Meinung befand. Serbien stand an der Schwelle einer neuen Epoche seiner politischen Existenz.<sup>21</sup>

Wenn der Putsch von 1903 einige alte Fragen beantwortete, so schuf er auch neue Probleme, die sich massiv auf die Ereignisse von 1914 auswirken sollten. Vor allen Dingen löste sich das konspirative Netzwerk, das sich zum Mord an der Königsfamilie gebildet hatte, nicht einfach auf, sondern blieb weiterhin eine wichtige Kraft in der serbischen Politik und im öffentlichen Leben. Der provisorischen revolutionären Regierung, die einen Tag nach den Morden gebildet wurde, gehörten vier Verschwörer (darunter die Minister für Krieg, öffentliche Bauten und Wirtschaft) und sechs Parteipolitiker an. Apis, der sich immer noch von seiner Schussverletzung erholte, wurde offiziell für die Verdienste gedankt, die er der Skupština erwiesen hatte, und er wurde zu einem Volkshelden. Der Umstand, dass das neue Regime seine Existenz dem blutigen Werk von Verschwörern verdankte, kombiniert mit der Angst vor dem, wozu das Netzwerk womöglich immer noch fähig war, machte offene Kritik schwierig. Ein Minister in der neuen Regierung vertraute zehn Tage nach dem Ereignis einem Zeitungskorrespondenten an, dass er die Aktionen der Attentäter für »beklagenswert« halte, aber »außer-

stande sei, sie offen so zu bezeichnen, wegen der Emotionen, welche die Äußerung bei der Armee auslösen könnte, auf deren Unterstützung sowohl der Thron als auch die Regierung angewiesen seien.«<sup>22</sup>

Das Netzwerk der Königsmörder hatte vor allem am Hof großen Einfluss. Bislang hätten die verschwörerischen Offiziere, berichtete der britische Gesandte Wilfred Thesiger im November 1905 aus Belgrad, »die wichtigste und sogar einzige Stütze seiner Majestät gebildet«; wenn man sie absetzen würde, hätte die Krone »keine Partei mehr, auf deren Hingabe oder sogar Freundschaft sie sich verlassen konnte.«<sup>23</sup> Folglich war es auch keine Überraschung, dass König Peter, als er im Winter 1905 nach einem Begleiter für seinen Sohn Kronprinz Djordje auf einer Reise durch Europa Ausschau hielt, keinen anderen als Apis auswählte, der eben erst eine lange Genesungsphase hinter sich hatte. Drei der Kugeln, die in der Mordnacht in seinen Körper eingedrungen waren, steckten immer noch in ihm. Der Hauptarchitekt des Königsmordes erhielt die Aufgabe, dem nächsten Karadjordjević-König bis zum Ende seiner Erziehung als Prinz beizustehen. Allerdings sollte Djordje nie König werden; er disqualifizierte sich 1909 selbst von der serbischen Thronfolge, indem er seinen Kammerdiener zu Tode prügelte.<sup>24</sup>

Der österreichische Botschafter in Belgrad übertrieb folglich nur geringfügig, als er berichtete, dass der König selbst nach seiner Wahl durch das Parlament der »Gefangene« jener geblieben sei, die ihn an die Macht gebracht hatten.<sup>25</sup> Der König sei eine Null, schloss ein hoher Vertreter im österreichischen Auswärtigen Amt Ende November. Das ganze Geschehen werde von den Leuten des 11. Juni gelenkt.<sup>26</sup> Die Verschwörer nutzten dieses Druckmittel, um sich die begehrtesten Posten im Militär und in der Regierung zu sichern. Die neu ernannten königlichen Adjutanten waren ausnahmslos Verschwörer, das Gleiche galt für die Ordonnanzoffiziere und den Direktor der Postabteilung im Kriegsministerium, überdies hatten die Verschwörer Einfluss auf militärische Ernennungen, selbst auf hohe Kommandoposten. Mit Hilfe ihres privilegierten Zugangs zum Monarchen übten sie auch auf politische Fragen von nationaler Bedeutung großen Einfluss aus.<sup>27</sup>

Die Machenschaften der Königsmörder wurden keineswegs kritiklos hingenommen. Die neue Regierung wurde von außen unter Druck

gesetzt, sich von dem Netzwerk zu distanzieren, insbesondere von Großbritannien, das seinen bevollmächtigten Gesandten abzog und die Gesandtschaft in den Händen des Chargé d'affaires Thesiger ließ. Noch im Herbst 1905 wurden viele symbolträchtige Funktionen in Belgrad (in erster Linie Veranstaltungen am Hof) von Repräsentanten der europäischen Großmächte boykottiert. Innerhalb der Armee selbst entstand unter der Führung von Hauptmann Milan Novaković eine auf die Festungsstadt Niš konzentrierte »Gegenverschwörung«. In einem Manifest verlangte Novaković die Entlassung der 68 namentlich bekannten Königsmörder. Er wurde rasch verhaftet, und nach einer beherzten Verteidigung seiner Aktionen wurden er und seine Komplizen vor ein Militärgericht gestellt, schuldig gesprochen und zu unterschiedlich langen Gefängnisstrafen verurteilt. Als Novaković zwei Jahre später entlassen wurde, nahm er seine öffentlichen Attacken gegen die Königsmörder wieder auf und wurde erneut inhaftiert. Im September 1907 verschwanden er und ein männlicher Verwandter von ihm unter mysteriösen Umständen bei einem angeblichen Fluchtversuch – ein Skandal, der im Parlament und in der liberalen Presse einen Aufschrei der Empörung auslöste.<sup>28</sup> Die Frage, wie sich die Beziehung zwischen der Armee und den zivilen Behörden gestaltete, blieb folglich nach dem Attentat von 1903 ungeklärt, ein Umstand, der Serbiens Vorgehensweise im Jahr 1914 prägen sollte.

Die Hauptlast der Verantwortung für den Umgang mit dieser heiklen Konstellation hatte der Führer der Radikalen Nikola Pašić zu tragen. Der in Zürich geschulte Bauingenieur Pašić war nach dem Königsmord der dominierende Politiker. In den Jahren 1904 bis 1918 leitete er zehn Kabinette über insgesamt neun Jahre. Als der Mann, der vor, während und nach den Schüssen von Sarajevo im Jahr 1914 an der Spitze der serbischen Politik stand, zählte Pašić zu den Hauptakteuren in der Krise, die dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges vorausging.

Seine Laufbahn gehört mit Sicherheit zu den bemerkenswertesten politischen Karrieren der modernen europäischen Geschichte, nicht nur wegen ihrer langen Dauer (Pašić war über vierzig Jahre in der serbischen Politik tätig), sondern auch wegen des Wechsels zwischen Momenten eines schwindelerregenden Triumphes und Situationen extremer

Bedrängnis. Obwohl er eigentlich Bauwesen studiert hatte, widmete er sein ganzes Leben der Politik – das war auch einer der Gründe dafür, weshalb er erst im Alter von 45 Jahren heiratete.<sup>29</sup> Von Anfang an engagierte er sich mit aller Kraft für den Kampf um die serbische Unabhängigkeit von jeder Fremdherrschaft. Schon im Jahr 1875, als in Bosnien eine Revolte gegen die türkische Herrschaft ausbrach, fuhr der junge Pašić als Korrespondent für die irredentistische Zeitung *Narodno Oslobođenje* (Nationale Befreiung) dorthin, um direkt von der Front des serbischen nationalen Kampfes zu berichten. Anfang der 1880er Jahre leitete er die Modernisierung der Radikalen Volkspartei, die bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs die mächtigste Kraft in der serbischen Politik bleiben sollte.

Die Radikalen traten für eine eklektische Politik ein, die liberale, konstitutionelle Ideen mit Aufrufen zu einer Expansion Serbiens und der territorialen Vereinigung aller Serben auf der Balkanhalbinsel kombinierte. Die Basis der Partei (und der Schlüssel zu ihren anhaltenden Wahlerfolgen) waren die Kleinbauern, die den größten Teil der Landesbevölkerung ausmachten. Als Bauernpartei übernahmen die Radikalen eine bunte Palette populistischer Strömungen, die sie mit panslawistischen Gruppierungen in Russland in Verbindung brachten. Der Berufsarmee standen sie misstrauisch gegenüber, nicht nur weil sie die Belastung des Staatshaushaltes scheuten, die ihr Unterhalt mit sich brachte, sondern auch weil sie weiterhin das Konzept einer Bauernmiliz für die beste und natürlichste Form der bewaffneten Organisation hielten. Während des Timoker Aufstands von 1883 stellten sich die Radikalen an die Seite der Bauern, die gegen die Regierung die Waffen erhoben hatten, und auf die Niederschlagung des Aufstands folgten Repressionen gegen Führer der Radikalen. Auch Pašić geriet unter Verdacht. Er flüchtete noch rechtzeitig vor der Verhaftung ins Ausland und wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt. In seinen Jahren im Exil knüpfte er dauerhafte Kontakte nach St. Petersburg und wurde zum Liebling panslawistischer Kreise; seither war seine Politik stets eng mit der russischen Politik verbunden.<sup>30</sup> Nach Milans Abdankung im Jahr 1889 wurde Pašić, der während seiner Zeit im Exil zum Helden der Radikalen-Bewegung aufgestiegen war, begnadigt. Er kehrte unter dem Jubel

der Bevölkerung nach Belgrad zurück und wurde zum Vorsitzenden der Skupština und danach zum Bürgermeister der Hauptstadt gewählt. Seine erste Amtszeit als Regierungschef (Februar 1891 bis August 1892) endete jedoch mit seinem Rücktritt aus Protest gegen die anhaltenden, nicht verfassungsgemäßen Machenschaften Milans und der Regenten.

Im Jahr 1893 schickte Alexander, nach seinem Staatsstreich gegen die Regentschaft, Pašić als serbischen Sondergesandten nach St. Petersburg. Auf diese Weise sollten die politischen Ambitionen Pašićs in Schach gehalten werden, gleichzeitig war er fern von Belgrad. Pašić bemühte sich darum, die russisch-serbischen Beziehungen zu verbessern, und machte kein Hehl aus seiner Überzeugung, dass eine künftige nationale Emanzipation Serbiens ohne russische Unterstützung letztlich unmöglich sei.<sup>31</sup> Aber seine Tätigkeit wurde durch den Wiedereintritt von Königvater Milan in die Belgrader Politik gestört. Mitglieder der Radikalen wurden gejagt und aus dem Staatsdienst vertrieben, Pašić wurde abberufen. In den Jahren der Milan-Alexander-Herrschaft wurde Pašić aufmerksam beobachtet und von der Macht ferngehalten. Im Jahr 1898 wurde er unter dem Vorwand, er habe Milan in einem Parteiorgan beleidigt, zu neun Monaten Haft verurteilt. Pašić war noch in Haft, als das Land 1899 von einem gescheiterten Anschlag auf den Königvater erschüttert wurde. Einmal mehr wurden die Radikalen der Mittäterschaft verdächtigt, obwohl ihre Verbindung zu dem jungen Bosnier, der den Schuss abgegeben hatte, bis heute unklar ist. König Alexander forderte die Hinrichtung Pašićs wegen des Verdachts auf Komplizenschaft bei dem Mordversuch, doch das Leben des Radikalführers wurde (Ironie der Geschichte mit Blick auf die späteren Ereignisse) ausgerechnet durch die nachdrücklichen Proteste der österreichisch-ungarischen Regierung gerettet. In einer für Alexanders Herrschaft charakteristischen List wurde Pašić mitgeteilt, dass er gemeinsam mit einem Dutzend seiner Parteigenossen hingerichtet werde, wenn er nicht ein Eingeständnis einer moralischen Mitschuld an dem Mordanschlag unterschrieb. Da er nicht wusste, dass sein Leben durch die Intervention Wiens bereits gerettet war, willigte er ein. Das Dokument wurde anschließend veröffentlicht, und bei der Entlassung aus dem Gefängnis stand Pašić unter dem Verdacht, dass er seine Partei befleckt habe, um seine Haut zu retten. Biologisch

war er am Leben, aber politisch war er, zumindest bis auf Weiteres, tot. In den unruhigen letzten Jahren der Herrschaft Alexanders zog er sich fast ganz aus dem öffentlichen Leben zurück.

Der Regimewechsel leitete die Glanzzeiten für Pašićs politische Karriere ein. Er und seine Partei waren nunmehr die dominierende Kraft im öffentlichen Leben Serbiens. Die Macht passte zu diesem Mann, der so lange darum gekämpft hatte, und er wuchs rasch in die Rolle eines Vaters der Nation. Die Belgrader intellektuelle Elite mochte Pašić nicht, aber er genoss einen enormen Rückhalt unter der Bauernschaft. Er sprach mit dem starken, rustikalen Dialekt, der in der Gegend um Zaječar üblich war und über den sich die Belgrader lustig machten. Seine Ausdrucksweise war stockend, und seine Äußerungen waren mit Abschweifungen und Einwüfen gespickt, die sich hervorragend für Anekdoten eigneten. Als man Pašić erzählte, dass der berühmte Satiriker Branislav Nušić 1908 gegen die Annexion Bosniens und Herzegowinas protestiert hatte, indem er an der Spitze einer Demonstration durch die Stadt marschierte und anschließend mit dem Pferd in das Außenministerium ritt, antwortete er dem Vernehmen nach: »Ähhmm ... sehen Sie ... Ich wusste, dass er gute Bücher schreibt, aber äh ... dass er so gut reiten kann, das habe ich nicht gewusst ...«<sup>32</sup> Pašić war ein schlechter Redner, aber ein ausgezeichneter Moderator, insbesondere bei den Bauern, welche die überwältigende Mehrheit der serbischen Wählerschaft ausmachten. In ihren Augen waren Pašićs introvertierte, unverfälschte Redeweise und sein spät zündender Witz, ganz zu schweigen von seinem üppigen, patriarchalischen Bartwuchs, Kennzeichen einer beinahe übernatürlichen Vernunft, Voraussicht und Weisheit. Unter seinen Freunden und Anhängern wurde er nur »Baja« genannt – ein Wort, das einen gestandenen Mann bezeichnet, der von seinen Zeitgenossen nicht nur respektiert, sondern auch geliebt wird.<sup>33</sup>

Ein Todesurteil, lange Jahre im Exil, die Paranoia eines Lebens unter ständiger Beobachtung – all dies hinterließ einen tiefen Eindruck auf Pašićs Verhalten und Ansichten als Politiker. Vorsicht, Geheimhaltung und nebulöse Ausdrucksweise wurden ihm zur Gewohnheit. Viele Jahre später erinnerte sich ein ehemaliger Sekretär, dass Pašić dazu neigte, Ideen und Entscheidungen nicht auf Papier festzuhalten, ja nicht ein-

mal auszusprechen. Er hatte die Gewohnheit, regelmäßig seine Papiere zu verbrennen, amtliche ebenso wie private. Er entwickelte eine Tendenz, sich in potenziellen Konfliktsituationen passiv zu verhalten, und deckte nur ungern seine Karten allzu früh auf, sondern immer in letzter Sekunde. Er war so sehr Pragmatiker, dass er für seine Gegner anscheinend überhaupt keine Prinzipien besaß. Das Ganze war mit einer starken Sensibilität für die öffentliche Meinung verwoben, mit dem Bedürfnis, im Einklang mit der serbischen Nation zu stehen, für deren Sache er gelitten und gearbeitet hatte.<sup>34</sup> Pašić wurde schon im Vorfeld von der Verschwörung gegen das Königspaar in Kenntnis gesetzt und wahrte die Geheimhaltung, lehnte es aber ab, sich aktiv daran zu beteiligen. Als man ihm am Tag vor dem Angriff auf den Palast die Einzelheiten der geplanten Operation zukommen ließ, reagierte er auf eine Weise, die charakteristisch für ihn war: Er setzte sich mit seiner Familie in einen Zug, der sie an die Adriaküste brachte, die damals unter österreichischer Herrschaft war. Dort wartete er die Konsequenzen ab.

Pašić war sich darüber im Klaren, dass sein Erfolg davon abhing, dass er seine eigene und die Unabhängigkeit der Regierung garantierte, während er zugleich eine stabile und dauerhafte Beziehung zur Armee und dem in ihr existierenden konspirativen Netzwerk aufbaute. Es ging nicht nur um die gut hundert Mann, die tatsächlich an der Verschwörung teilgenommen hatten, sondern um die vielen jüngeren Offiziere (deren Zahl unaufhaltsam stieg), die in den Verschwörern die Inkarnation des serbischen nationalen Willens sahen. Erschwerend kam noch hinzu, dass die stärksten politischen Gegner Pašićs, die Unabhängigen Radikalen, eine Splittergruppe, die sich 1901 von seiner eigenen Partei abgespalten hatte, bereit waren, mit den Königsmördern zusammenzuarbeiten, wenn diese ihnen halfen, die Regierung Pašić zu untergraben.

Pašić verhielt sich in dieser prekären Lage außerordentlich klug. Er machte einzelnen Verschwörern persönliche Angebote, mit dem Ziel, die Bildung einer Koalition gegen die Regierung zu stören. Ungeachtet der Proteste seiner Parteikollegen unterstützte er ein großzügiges Finanzierungspaket für die Armee, das zum Teil den Boden wiedergutmachte, der seit dem Abtritt des Königvaters Milan verloren gegangen war; in aller Öffentlichkeit erkannte er die Legitimität des Staatsstreichs von

1903 an (eine Angelegenheit von großer symbolischer Bedeutung für die Verschwörer) und widersetzte sich allen Bemühungen, die Königsmörder vor Gericht zu stellen. Gleichzeitig arbeitete er jedoch zielstrebig darauf hin, ihre Präsenz im öffentlichen Leben einzuschränken. Als bekannt wurde, dass die Verschwörer die Absicht hatten, zum ersten Jahrestag der Morde einen festlichen Ball zu veranstalten, intervenierte Pašić (damals in seiner Funktion als Außenminister) und verschob die Veranstaltung auf den 15. Juni, den Jahrestag der Wahl des neuen Königs. Im Jahr 1905, als der politische Einfluss der Königsmörder häufig in der Presse und im Parlament thematisiert wurde, warnte Pašić die Skupština vor der Gefahr für die demokratische Ordnung durch »verantwortungslose Akteure«, die außerhalb der Strukturen der konstitutionellen Befehlsgewalt operierten – eine Linie, die beim Fußvolk der Radikalen Volkspartei gut ankam. Für den, in ihren Augen, Prätorianergeist des Offizierskorps hatten sie nichts übrig. Im Jahr 1906 nutzte er geschickt die Erneuerung normaler Beziehungen zu Großbritannien, um eine Reihe hoher Offiziere unter den Königsmördern in den Ruhestand zu schicken.<sup>35</sup>

Diese raffinierten Manöver hatten eine ambivalente Wirkung. Die prominentesten Verschwörer wurden von ihren exponierten Posten entfernt, und der Einfluss ihres Netzwerks auf die Politik wurde kurzfristig verringert. Auf der anderen Seite konnte Pašić kaum etwas unternehmen, um ihre wachsende Stärke innerhalb der Armee und unter sympathisierenden Zivilisten zu stoppen, unter den sogenannten *zaveritelji* – jenen, die sich nach der Tat zur Verschwörung bekehrten –, die zu noch radikaleren Ansichten als die ursprünglichen Komplizen neigten.<sup>36</sup> Und der wohl wichtigste Punkt: Nach der Entfernung der höchsten Königsmörder aus dem öffentlichen Leben erlangte der unermüdliche Apis eine Stellung unumstrittener Dominanz innerhalb des Netzwerks. Apis stand stets im Mittelpunkt bei Jahrestagen des Königsmordes, zu denen sich die Offiziere trafen, um in dem Restaurant Kolarac in einem kleinen Park in der Nähe des Nationaltheaters im Stadtzentrum von Belgrad ein Bier zu trinken und ein wenig zu feiern. Und er trug mehr als jeder andere Offizier dazu bei, einen harten Kern ultranationalistischer Offiziere zu rekrutieren, die bereit waren, den Kampf um die Vereinigung aller Serben mit allen Mitteln zu unterstützen.



## Mentale Karten

Der Idee der »Vereinigung aller Serben« lag ein mentales Bild Serbiens zugrunde, das wenig mit der politischen Landkarte der Balkanhalbinsel um die Jahrhundertwende zu tun hatte. Den einflussreichsten Ausdruck fand die Idee in einem geheimen Memorandum, das der serbische Innenminister Ilija Garašanin schon 1844 für Fürst Alexander Karadjordjević verfasst hatte. Garašanins Vorschlag, der nach der Veröffentlichung im Jahr 1906 als *Načertanije* (abgeleitet von dem altserbischen *náčrt*, »Entwurf«) bezeichnet wurde, skizzierte ein »Programm für die nationale und auswärtige Politik Serbiens«. Der Einfluss dieses Dokuments auf serbische Politiker und Patrioten kann kaum hoch genug veranschlagt werden; im Laufe der Zeit wurde es zur Magna Charta der serbischen Nationalbewegung.\*

Garašanin begann sein Memorandum mit der Feststellung, dass Serbien »klein« sei, aber »in diesem Zustand nicht bleiben darf«. <sup>37</sup> Das erste Gebot der serbischen Politik müsse, führte er aus, das »Prinzip der nationalen Einheit« sein, womit er die Vereinigung aller Serben innerhalb der Grenzen eines serbischen Staates meinte: »Wo ein Serbe lebt, dort ist Serbien.« Das historische Vorbild für diese weit gefasste Vision eines serbischen Staatswesens war das mittelalterliche Reich Stepan Dušans, ein großes Territorium, das den größten Teil der heutigen serbischen Republik umfasst, dazu das gesamte heutige Albanien, den größten Teil Makedoniens und den Norden und mittleren Teil Griechenlands. Bemerkenswerterweise gehörte Bosnien jedoch nicht dazu.

Zar Dušans Reich brach nach der Niederlage gegen die Türken auf dem Amselfeld, dem *Kosovo Polje*, am 28. Juni 1389 zusammen. Dieser Rückschlag habe jedoch, so Garašanin, nicht die Legitimität des serbischen Staates aufgehoben; er habe lediglich die historische Existenz

\* Der Autor des Textes, auf dem die *Načertanije* basierte, war der Tscheche František Zach, dessen Vorlage eine föderale Organisation der südslawischen Völker vorsah. Wo Zach jedoch von »Südslawen« geschrieben hatte, setzte Garašanin »Serben« oder »serbisch« ein. Diese und andere Veränderungen machten aus der kosmopolitischen Vision Zachs ein weit engstirnigeres serbisches, nationalistisches Manifest.

unterbrochen. Die »Wiederherstellung« eines Großserbiens, das alle Serben in sich vereine, sei folglich keine Neuerung, sondern der Ausdruck eines alten historischen Rechtes. »Unserem Streben kann man nicht vorwerfen, dass es etwas Neues, Unbegründetes, dass es Revolution und Umsturz sei, sondern jeder muss anerkennen, dass es politisch notwendig ist, dass es in sehr alter Zeit begründet wurde und seine Wurzeln im ehemaligen staatlichen und nationalen Leben der Serben hat.«<sup>38</sup> Garašanins Argumentation zeichnete sich somit durch eben jene dramatische Verkürzung historischer Zeiträume aus, die man häufig bei Diskussionen in sich geschlossener Nationalbewegungen beobachtet; überdies stützte sie sich auf die Fiktion, dass Zar Dušans weitläufiges, multiethnisches, bunt zusammengewürfeltes mittelalterliches Staatswesen mit der modernen Vorstellung eines kulturell und sprachlich homogenen Nationalstaates gleichgesetzt werden könne. Serbische Patrioten sahen in dieser Beziehung keine Unstimmigkeit, weil sie behaupteten, dass so gut wie alle Bewohner dieser Ländereien im Grunde Serben seien. Vuk Karadžić, der Begründer der modernen serbokroatischen Literatursprache und Autor eines berühmten nationalistischen Traktats »Srbi svi i svuda« (»Serben alle und überall«, veröffentlicht 1836), sprach von einer Nation aus fünf Millionen Serben, welche die »serbische Sprache« sprachen und von Bosnien und Herzegowina über das Temescher Banat (im Osten Ungarns, heute Timișoara in Westrumänien), die Bačka (eine Region, die von Nordserbien bis nach Südungarn reicht), Kroatien, Dalmatien bis zur Adriaküste von Triest bis nach Nordalbanien verstreut waren. Freilich gebe es, räumte Karadžić ein, in jenen Ländern auch Menschen »römischen Glaubens« (damit meinte er insbesondere die Kroaten), denen es »noch schwerfällt, sich Serben zu nennen, aber sie werden sich entsprechend den Umständen nach und nach daran gewöhnen, denn wenn sie keine Serben sein wollen, haben sie keinerlei Volksnamen«.<sup>39</sup>

Das Vereinigungsprogramm verpflichtete das serbische Staatswesen, wie Garašanin genau wusste, zu einem langwierigen Kampf gegen die beiden großen Territorialmächte, das Osmanische und das Habsburger Reich, deren Herrschaftsgebiet in jenes Großserbien hineinreichte, das den Nationalisten vorschwebte. Im Jahr 1844 kontrollierte noch das

Osmanische Reich den größten Teil des Balkans. »Serbien muss unablässig danach trachten, Stein für Stein aus der Fassade des türkischen Staates herauszulösen und sich selbst einzuverleiben, sodass es dieses gute Material auf den guten alten Fundamenten des serbischen Reiches für den Aufbau und die Gründung eines großen neuen serbischen Staates nutzen kann.«<sup>40</sup> Auch Österreich war dazu bestimmt, zum Feind der Serben zu werden.<sup>41</sup> In Ungarn, Kroatien-Slawonien und Istrien-Dalmatien lebten Serben (von den unzähligen Kroaten ganz zu schweigen, die das Serbentum noch nicht angenommen hatten), die angeblich nur auf die Befreiung von der Habsburgischen Herrschaft und die Vereinigung unter dem Dach des serbischen Staates warteten.

Bis zum Jahr 1918, als ein großer Teil der Ziele erfüllt wurde, blieb Garašanins Memorandum die zentrale politische Blaupause für Serbiens Herrscher; zugleich wurden über eine nationalistische Propaganda, die teilweise von Belgrad aus koordiniert und teilweise von patriotischen Netzwerken innerhalb der Presse gefördert wurde, der Bevölkerung weitgehend die Leitlinien eingetrichtert.<sup>42</sup> Die großserbische Vision war aber nicht allein eine Frage der Regierungspolitik oder gar der Propaganda. Sie war tief mit der Kultur und Identität der Serben verwoben. Die Erinnerung an Dušans großes Reich hallt in der außerordentlich reichen Überlieferung serbischer Volkslieder nach. Es handelt sich um lange Balladen, die früher meist zu der melancholischen Begleitung der einsaitigen Gusla gesungen wurden, in denen Sänger und Zuhörer von Neuem die großartigen, archetypischen Momente der serbischen Geschichte durchlebten. Diese Lieder stellten in Dörfern und auf Märkten in den ganzen serbischen Landen ein erstaunlich enges Band zwischen Dichtung, Geschichte und Identität her. Ein früher Bewunderer dieses Phänomens war der deutsche Historiker Leopold von Ranke, der in seiner 1829 erschienen Geschichte der »serbischen Revolution« schreibt: »Da ist wohl der Betrachtung werth [sic], wie die Geschichte der Nation, von dem Gedicht ergriffen, hiedurch erst in einen nationalen Besitz verwandelt und für das lebendige Andenken gerettet worden ist.«<sup>43</sup>

Im Rahmen dieser Überlieferung wurde vor allen Dingen die Erinnerung an den serbischen Kampf gegen jede Fremdherrschaft bewahrt. Ein immer wiederkehrendes Thema war die Niederlage der Serben

gegen die Türken auf dem Kosovo Polje am 28. Juni 1389. Diese eher unbedeutende Schlacht im Mittelalter, die im Lauf der Jahrhunderte ausgeschmückt wurde, entwickelte sich zu einem symbolischen, muster­gültig geführten Kampf zwischen dem Serbentum und seinem ungläu­bigen Erzfeind. Um sie rankte sich eine Chronik, in der herausragende Helden, welche die Serben in der Zeit der Not vereint hatten, ebenso vorkommen wie verräterische Schurken, die mit ihrer Unterstützung der gemeinsamen Sache gezögert oder die Serben an ihre Feinde ver­raten hatten. Dem mythischen Pantheon gehört der gefeierte Attentäter Miloš Obilić an, von dem die Lieder erzählen, dass er sich am Tag der Schlacht ins türkische Hauptquartier geschlichen und dem Sultan die Kehle durchgeschnitten habe, ehe die osmanischen Wachen ihn fassten und köpften. Mordanschläge, Märtyrertod, Opfergeist und der Durst nach Rache im Namen der Toten sind die zentralen Motive.<sup>44</sup>

Ein fiktives Serbien, das in eine mythische Vergangenheit projiziert wurde, wird in dieser Liedkultur überaus lebendig. Während sich der britische Archäologe Sir Arthur Evans Vorträge der epischen Lieder unter den bosnischen Serben zur Zeit des Aufstands gegen die Türken von 1875 anhörte, wunderte er sich über ihre Fähigkeit, »den bosni­schen Serben die engeren Traditionen seines [...] Königreichs in die­sen ruhmreicheren Legenden vergessen zu lassen«, seine Erfahrung mit der seiner »Brüder« in allen serbischen Ländereien zu verschmelzen und dadurch »das Gewäsch der Geographen und Diplomaten zu über­tönen«.<sup>45</sup> Es stimmt, dass diese Kultur der mündlichen Überlieferung im 19. Jahrhundert in eine Ära des allmählichen Niedergangs eintrat, weil sie nach und nach von gedruckten Werken verdrängt wurde. Doch der britische Diplomat Sir Charles Eliot hörte noch 1897 diese Epen, die von fahrenden Spiel­männern auf Märkten im Tal der Drina vorgetragen wurden, als er durch Serbien reiste. »Diese Rhapsodien«, kommentierte er, »werden in einem monotonen Singsang zur Begleitung einer Gitarre mit einer Saite gesungen, aber mit einem so echten Gefühl und Aus­druck, dass die gesamte Wirkung nicht unangenehm ist.«<sup>46</sup> Auf jeden Fall sorgte die außerordentlich einflussreiche gedruckte Sammlung, die Vuk Karadžić zusammenstellte und veröffentlichte, dafür, dass die Lieder weiterhin unter der wachsenden literarischen Elite kursierten.

Darüber hinaus wuchs der epische Korpus noch weiter an. Das Epos *Der Bergkranz*, ein Klassiker des Genres, der 1847 von dem Fürstbischof von Montenegro Petar II. Petrović-Njegoš veröffentlicht wurde, glorifiziert den legendären Tyrannenmörder und nationalen Märtyrer Miloš Obilić und ruft zu einer Erneuerung des Kampfes gegen die Fremdherrschaft auf. *Der Bergkranz* wurde in den nationalen serbischen Kanon aufgenommen und ist seither ein fester Bestandteil.<sup>47</sup>

Aufgrund der Verpflichtung, »verloren gegangene« serbische Territorien zurückzugewinnen, gepaart mit dem Handicap einer exponierten Lage zwischen zwei großen Reichen, zeichnete sich die Außenpolitik des serbischen Staates durch eine ganze Reihe auffälliger Merkmale aus. An erster Stelle ist hier die Unbestimmtheit der geographischen Ausrichtung zu nennen. Ein grundsätzliches Engagement für ein Großserbien war das eine, aber wo genau sollte die Rückeroberung beginnen? In der Vojvodina, im Königreich Ungarn? Im osmanischen Kosovo, das unter dem Namen »Altserbien« bekannt war? In Bosnien, das nie Teil von Dušans Reich gewesen war, in dem aber ein beträchtlicher Anteil an Serben lebte? Oder in Makedonien im Süden, das noch unter osmanischer Herrschaft stand? Das Missverhältnis zwischen dem visionären Ziel der »Vereinigung« und den kläglichen finanziellen und militärischen Ressourcen, die dem serbischen Staat zur Verfügung standen, brachte es mit sich, dass den Entscheidungsträgern in Belgrad nichts anderes übrig blieb, als opportunistisch auf die rasch wechselnden Bedingungen auf dem Balkan zu reagieren. Als Folge wechselte die Ausrichtung der serbischen Außenpolitik zwischen 1844 und 1914 wie eine Kompassnadel von einem Punkt an der Peripherie des Staates zum anderen. Dabei war der eigentliche Grund für diese Oszillationen häufig die Reaktion auf ein bestimmtes Ereignis. Im Jahr 1848 etwa, als sich Serben in der Vojvodina gegen die Magyarisierungspolitik der ungarischen revolutionären Regierung auflehnten, unterstützte Garašanin sie von dem Fürstentum Serbien aus mit Vorräten und Freiwilligenverbänden. Im Jahr 1875 waren alle Augen auf die Herzegowina gerichtet, wo sich die Serben gegen die osmanische Herrschaft erhoben hatten – unter denjenigen, die sich eilends an den Schauplatz des Kampfes begaben, befanden sich Pašić und der militärische Kommandeur und künftige König

Peter Karadjordjević, der dort unter einem falschen Namen kämpfte. Nach 1903 hatte Belgrad im Zuge eines verfrühten lokalen Aufstands gegen die Türken ein verstärktes Interesse daran, die Serben des osmanischen Makedoniens zu befreien. Und im Jahr 1908, als die Österreicher formell Bosnien-Herzegowina annektierten (das seit 1878 von ihnen besetzt war), schnellten die besetzten Gebiete ganz oben auf die Agenda. In den Jahren 1912 und 1913 hingegen hatte einmal mehr Makedonien oberste Priorität.

Die serbische Außenpolitik litt unter der Diskrepanz zwischen dem visionären Nationalismus, der die politische Kultur des Landes durchdrang, und den komplexen, ethnischen Realitäten auf dem Balkan. Das Kosovo stand im Zentrum der serbischen mythischen Landschaft, war aber ethnisch gesehen kein rein serbisches Gebiet. Albanisch sprechende Muslime stellten dort spätestens seit dem 18. Jahrhundert die Mehrheit.<sup>48</sup> Viele Serben, die Vuk Karadžić in Dalmatien und Istrien gezählt hatte, waren in Wirklichkeit Kroaten, die überhaupt nicht den Wunsch hatten, sich einem großserbischen Staat anzuschließen. Bosnien wiederum, das historisch gesehen nie ein Teil Serbiens gewesen war, beheimatete viele Serben (als die beiden Provinzen 1878 von Österreich-Ungarn besetzt wurden, stellten sie 43 Prozent der Bevölkerung von Bosnien und Herzegowina), dort lebten aber auch katholische Kroaten (rund 20 Prozent) und bosnische Muslime (etwa 33 Prozent). (Das Überleben einer beachtlichen muslimischen Minderheit zählte zu den Merkmalen Bosniens; in Serbien selbst waren muslimische Gemeinschaften während des langen Unabhängigkeitskampfes größtenteils zur Auswanderung getrieben, deportiert oder getötet worden.)<sup>49</sup>

Noch komplizierter war die Lage im Fall Makedoniens. Auf die heutige politische Karte des Balkans übertragen, umfasst die geographische Region, die man gemeinhin Makedonien nennt, neben der ehemaligen jugoslawischen Republik Mazedonien Grenzregionen entlang der südserbischen und ostalbanischen Randgebiete, einen großen Teil des Südwestens von Bulgarien und einen großen Teil Nordgriechenlands.<sup>50</sup> Die genauen historischen Grenzen Makedoniens sind noch heute umstritten (man denke an den immer noch schwelenden Konflikt zwischen Athen und Skopje um den Gebrauch des Namens »Mazedonien« für

die heutige Republik), genau wie die Frage, ob und in welchem Ausmaß diese Region überhaupt eine eigene kulturelle, linguistische oder nationale Identität besitzt (nach heutigem Stand wird die Existenz einer mazedonischen Sprache von Linguisten auf der ganzen Welt anerkannt, mit Ausnahme Serbiens, Bulgariens und Griechenlands).<sup>51</sup> Im Jahr 1897 wunderte sich Sir Charles Eliot bei seiner Reise durch Serbien darüber, dass seine serbischen Reisegefährten »nicht zugeben wollten, dass es in Makedonien auch Bulgaren gab«, stattdessen bestanden sie darauf, »dass die slawischen Bewohner des Landes ausnahmslos Serben seien«.<sup>52</sup> Als die Carnegie-Stiftung 16 Jahre später eine Kommission in das Gebiet entsandte, welche die im Zuge des Zweiten Balkankrieges begangenen Gräueltaten untersuchen sollte, war es ihr unmöglich, einen lokalen Konsens über die ethnische Abstammung der Menschen herzustellen, die in Makedonien lebten. Die Atmosphäre, in der diese Themen diskutiert wurden, war zu stark polarisiert, selbst an den Universitäten. Der Bericht, den die Kommission im selben Jahr veröffentlichte, enthielt nicht eine, sondern zwei ethnische Karten der Region, welche die Sichtweise Belgrads beziehungsweise Sofias wiedergaben. Nach der einen wimmelte es in West- und Nordmakedonien nur so von nicht befreiten Serben, die sehnlich auf die Vereinigung mit ihrem Vaterland warteten, in der anderen erschien die Region hingegen als Kernland des bulgarischen Siedlungsgebietes.<sup>53</sup> In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts leiteten die Serben, Griechen und Bulgaren allesamt überaus rührige Propagandabehörden in Makedonien, deren Ziel es war, die einheimischen Slawen für ihre jeweilige nationale Sache zu gewinnen.

In Anbetracht des Missverhältnisses zwischen nationaler Vision und ethnischen Realitäten ließ sich kaum vermeiden, dass die Verwirklichung serbischer Ziele gewaltsam verlaufen würde, und zwar nicht nur auf regionaler Ebene, wo die Interessen der mehr oder weniger großen Mächte zum Tragen kamen, sondern auch in den Städten und Dörfern der umstrittenen Gebiete. Manche Staatsmänner begegneten dieser Herausforderung, indem sie versuchten, die nationalen serbischen Ziele in eine großzügigere »serbokroatische« politische Vision zu verpacken, welche die Idee einer multiethnischen Zusammenarbeit

implizierte. Zu ihnen zählte auch Nikola Pašić, der in den neunziger Jahren ausführlich darüber geschrieben hatte, dass sich Serben und Kroaten in einer Welt, wo kleine Nationen zum Niedergang verdammt waren, unbedingt vereinigen müssten. Diesen schönen Worten lagen jedoch die Annahmen zugrunde, dass erstens Serben und Kroaten im Grunde das gleiche Volk seien und dass zweitens die Serben in diesem Prozess die Führungsrolle übernehmen mussten, weil sie ein authentischeres slawisches Volk als die katholischen Kroaten seien, die so lange »dem Einfluss der fremden Kultur« ausgesetzt waren.<sup>54</sup>

Serbien konnte es sich kaum leisten, die genannten Ziele vor den Augen der ganzen Welt zu verfolgen. Ein gewisses Maß an Heimlichkeit war folglich bei dem Trachten nach »Freiheit« für die Serben, die noch Untertanen der benachbarten Staaten oder Reiche waren, bereits vorprogrammiert. Garašanin verkündete dieses Gebot 1848 während des Aufstands in der Vojvodina. »Die Serben der Vojvodina«, schrieb er, »erwarten vom ganzen Serbentum eine helfende Hand, damit sie über ihren traditionellen Feind triumphieren können. [...] Aber aus politischen Gründen können wir ihnen nicht ganz offen helfen. Es bleibt uns nur die Möglichkeit, ihnen heimlich beizustehen.«<sup>55</sup> Diese Vorliebe für verdeckte Operationen ist auch in Makedonien zu beobachten. Nach einem gescheiterten Aufstand der Makedonier gegen die Türken im August 1903 fing das neue Karadjordjević-Regime an, sich aktiv in der Region zu engagieren. Es wurden Komitees gegründet, um die serbische Guerillatätigkeit in Makedonien zu fördern, und in Belgrad fanden Versammlungen statt, auf denen Banden von Freischärlern rekrutiert und ausgestattet wurden. Als der serbische Außenminister Kaljević von dem osmanischen Gesandten in Belgrad zur Rede gestellt wurde, dementierte er jede Beteiligung der Regierung und protestierte, dass die Versammlungen jedenfalls nicht illegal seien, weil man sie nicht »zur Aufstellung von Banden« einberufen habe, »sondern zum Sammeln von Geldern und zum Ausdruck der Sympathie für die Glaubensbrüder jenseits der Grenze«.<sup>56</sup>

Die Königsmörder waren eng in diese grenzüberschreitende Tätigkeit verwickelt. Die Verschwörer und ihre Mitläufer in der Armee beriefen ein informelles nationales Komitee in Belgrad ein, koordinierten die



Kampagne und befehligten viele Freiwilligenverbände. Streng genommen handelte es sich nicht um Einheiten der eigentlichen serbischen Armee, aber der Umstand, dass den freiwilligen Offizieren sofort von der Militärführung Urlaub gewährt wurde, lässt auf eine großzügige Unterstützung von offizieller Seite schließen.<sup>57</sup> Die Tätigkeit der Milizen weitete sich stetig aus, und es kam zu zahlreichen gewaltsamen Zusammenstößen zwischen serbischen *Četniks* (Freischärlern) und Banden bulgarischer Freiwilliger. Im Februar 1907 verlangte die britische Regierung, dass Belgrad dieser Aktivität ein Ende setzte, die aller Wahrscheinlichkeit nach einen Krieg zwischen Serbien und Bulgarien auslösen würde. Einmal mehr wies Belgrad jede Verantwortung von sich, bestritt, dass es die Tätigkeit der *Četniks* unterstütze, und erklärte, es könne sein Volk »nicht daran hindern, sich gegen ausländische Banden zu verteidigen«. Die Glaubwürdigkeit dieser Haltung wurde jedoch durch die fortwährende Unterstützung des Kampfes seitens der Regierung untergraben – im November 1906 hatte die Skupština bereits 300 000 Dinar an Hilfgeldern für Serben bewilligt, die in Altserbien und Makedonien leiden mussten, und darauf folgte noch ein »geheimer Kredit« für »außerordentliche Ausgaben und die Verteidigung der nationalen Interessen«.<sup>58</sup>

Ein derartiger Irredentismus barg allerdings ein gewisses Risiko. Es war leicht, Guerillakämpfer ins Feld zu schicken, aber es war schwierig, sie zu kontrollieren, sobald sie an Ort und Stelle waren. Im Winter 1907 war bereits klar, dass eine Reihe der *Četnik*-Banden in Makedonien gänzlich unabhängig operierte. Nur unter großen Schwierigkeiten gelang es einem Gesandten aus Belgrad, die Kontrolle wiederherzustellen. Die Lehre aus dem »makedonischen Verwirrspiel« war somit ambivalent, was für die Ereignisse von 1914 verhängnisvolle Folgen hatte. Auf der einen Seite barg die Dezentralisierung von Befehlsfunktionen an Zellen, die von Mitgliedern des Verschwörernetzwerks dominiert wurden, die Gefahr, dass die Kontrolle über die nationale serbische Politik dem politischen Zentrum entgleiten und an unverantwortliche Elemente an der Peripherie übergehen könnte. Auf der anderen Seite demonstrierte die Diplomatie der Jahre 1906/07, dass die unklare Beziehung zwischen der serbischen Regierung und den Netzwerken, denen

man die irredentistische Politik anvertraute, genutzt werden konnte, um die politische Verantwortung von Belgrad abzulenken und den Spielraum der Regierung auszuweiten. Die politische Elite in Belgrad gewöhnte sich eine Art Doppeldenken an, das darauf basierte, phasenweise den Anschein zu erwecken, die offizielle Außenpolitik Serbiens und das Werk der nationalen Befreiung jenseits der Staatsgrenzen seien voneinander unabhängige Phänomene.

### Separation

»Eine Einigung und Harmonie mit Österreich sind für Serbien ein Ding der Unmöglichkeit«, schrieb Garašanin im Jahr 1844.<sup>59</sup> Bis zum Jahr 1903 war das Potenzial für einen offenen Konflikt zwischen Belgrad und Wien begrenzt. Die beiden Länder hatten eine lange Grenze gemeinsam, die aus der Sicht Belgrads kaum verteidigt werden konnte. Die serbische Hauptstadt, die malerisch an der Vereinigung der Flüsse Donau und Save lag, war von der Grenze zu Österreich-Ungarn nur einen Katzensprung entfernt. Serbische Exporte gingen hauptsächlich in die Habsburger Monarchie, und ein großer Teil der Importe stammte von dort. Die Erfordernisse der geographischen Lage wurden durch Russlands Politik in der Region noch verstärkt. Auf dem Berliner Kongress von 1878 hatte Russland dazu beigetragen, ein großes bulgarisches Staatswesen aus dem Osmanischen Reich herauszulösen, in der Erwartung, dass Bulgarien ein russischer Vasall bleiben würde. Da bereits absehbar war, dass sich Bulgarien und Serbien eines Tages um Gebiete in Makedonien streiten würden, trachtete Fürst (später König) Milan danach, dieser Gefahr durch eine engere Anlehnung an Wien entgegenzutreten. Die russische Unterstützung für Sofia trieb Serbien folglich Wien in die Arme. Solange Russland in der Balkanpolitik auf Bulgarien setzte, würden die Beziehungen zwischen Wien und Belgrad wahrscheinlich harmonisch bleiben.

Im Juni 1881 einigten sich Österreich-Ungarn und Serbien auf ein Handelsabkommen. Drei Wochen danach wurde dies um eine geheime Übereinkunft ergänzt, die Fürst Milan persönlich ausgehandelt und unterschrieben hatte. Darin hieß es, dass Österreich-Ungarn Serbien

nicht nur in seinem Bestreben, den Status eines Königreichs zu erlangen, beistehen werde, sondern auch serbische Gebietsansprüche in Makedonien unterstützen werde. Serbien willigte seinerseits ein, die Stellung der Monarchie in Bosnien und Herzegowina nicht zu untergraben. Unter Paragraph II hieß es, dass Serbien »weder politische, religiöse noch sonstige Intrigen von seinem Territorium aus zulassen werde, die gegen die österreichisch-ungarische Monarchie gerichtet waren, einschließlich Bosniens, Herzegowinas und des Sandschak von Novi Pazar«. Milan bekräftigte diese Vereinbarungen mit einer schriftlichen, persönlichen Verpflichtung, mit einem dritten Staat »keinen irgendwie gearteten Vertrag« zu schließen, ohne zuerst mit Wien Rücksprache zu halten.<sup>60</sup>

Diese Vereinbarungen waren freilich ein wackliges Fundament für gute österreichisch-serbische Beziehungen: Sie waren nicht im Gefühlsleben der serbischen Bevölkerung verwurzelt, die tief antiösterreichisch eingestellt war; symbolisch standen sie für eine wirtschaftliche Abhängigkeit, welche die serbische nationale Meinung nicht hinnehmen konnte; und sie beruhten auf der Kooperation eines launenhaften und zunehmend unbeliebten serbischen Monarchen. Aber solange Milan Obrenović auf dem Thron saß, garantierten die Absprachen zumindest, dass Serbien sich nicht gemeinsam mit Russland gegen Österreich stellte und dass die Speerspitze der Außenpolitik weiterhin in Richtung Makedonien und die bevorstehende Auseinandersetzung mit Bulgarien wies, nicht nach Bosnien und Herzegowina.<sup>61</sup> Im Jahr 1892 wurde ein neues Handelsabkommen unterzeichnet, und die geheime Übereinkunft wurde 1889 um zehn Jahre verlängert; danach ließ man sie auslaufen, sie blieb jedoch vorerst die Plattform für die serbische Politik gegenüber Wien.

Der Wechsel der Dynastie 1903 signalisierte eine Neuausrichtung. Österreich erkannte rasch den Staatsstreich der Karadjordjević-Dynastie an, nicht zuletzt weil Peter den Österreichern schon im Vorfeld zugesagt hatte, er habe die Absicht, Serbien auf einem österreichfreundlichen Kurs zu halten.<sup>62</sup> Aber es zeigte sich schon bald, dass Serbiens neue Führer die Absicht hatten, eine stärkere wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit anzustreben. In den Jahren 1905/06 kam es zu einer Krise, bei der handels- und geopolitische Aspekte sowie die Problematik von Rüstungs-

aufträgen und Hochfinanz eng miteinander verflochten waren. Wien verfolgte drei Ziele: einen Handelsvertrag mit Serbien abschließen, dafür sorgen, dass serbische Waffenbestellungen weiterhin an österreichische Firmen gingen, und ein hohes Darlehen an Belgrad vergeben.<sup>63</sup> Da in keiner einzigen Frage eine Einigung erzielt wurde, kühlten sich die Beziehungen zwischen den Nachbarstaaten rasch ab, und das Ergebnis war für Wien ein völliges Fiasko. Die serbischen Rüstungsaufträge gingen an die französische Firma Schneider-Creusot statt an den österreichischen Rivalen Škoda in Böhmen. Die Österreicher antworteten, indem sie die Grenze für die Einfuhr von Schweinen und Schweinefleisch aus Serbien sperrten, und lösten damit einen Zollstreit aus, der als »Schweinekrieg« (1906–1909) in die Geschichte einging. Allerdings war diese Maßnahme kontraproduktiv, weil Serbien rasch andere Exportmärkte fand (insbesondere in Deutschland, Frankreich und Belgien) und nunmehr anfang, in großem Stil Schlachthöfe zu bauen. Auf diese Weise überwand es die langjährige Abhängigkeit von den österreichisch-ungarischen weiterverarbeitenden Betrieben. Schließlich verschaffte sich Belgrad nicht über Wien einen hohen Kredit, sondern über Paris (im Gegenzug für die Rüstungsaufträge bei französischen Firmen).

Es lohnt sich, die Bedeutung des französischen Kredits näher zu untersuchen. Wie alle jungen Balkanstaaten war Serbien ein unverbesserlicher Kreditnehmer, der völlig auf internationale Geldgeber angewiesen war. Mit dem Geld wurden zum größten Teil die militärische Expansion und Infrastrukturprojekte finanziert. Während der ganzen Herrschaft von König Milan blieben die Österreicher geduldige Geldgeber. Weil diese Darlehen jedoch die finanziellen Mittel des Schuldnerstaates überstiegen, mussten sie mit Hypotheken abgesichert werden: Für jedes Darlehen wurde eine bestimmte Staatseinnahme zugesagt oder ein Schienenbesitz verpfändet. Es wurde vereinbart, dass die zugesagten Einnahmen aus der Eisenbahn, Briefmarken und Alkoholsteuern in eine bestimmte Kasse eingezahlt werden sollten, die gemeinsam von Vertretern der serbischen Regierung und den Gläubigern beaufsichtigt wurde. Durch dieses Arrangement blieb der serbische Staat in den achtziger und neunziger Jahren zwar zahlungsfähig, es trug jedoch nicht dazu bei, die Verschwendungssucht der Regierung in Belgrad zu

zügeln. Bis zum Jahr 1895 hatte sie es geschafft, Schulden in Höhe von über 350 Millionen Francs anzuhäufen. In Anbetracht des drohenden Bankrotts handelte Belgrad ein neues Darlehen aus, durch das so gut wie alle alten Schulden zu einem niedrigeren Zinssatz zusammengelegt wurden. Die zugesagten Staatseinnahmen wurden einer separaten Verwaltung unterstellt, die zum Teil von den Repräsentanten der Geldgeber geleitet wurde.

Mit anderen Worten, fragwürdige Schuldner wie Serbien (das Gleiche galt für die anderen Balkanstaaten und das Osmanische Reich) konnten sich zu akzeptablen Bedingungen Kredite verschaffen, wenn sie sich auf Zugeständnisse bei der fiskalen Kontrolle einließen, die einer teilweisen Pfändung der Funktionen eines souveränen Staates gleichkamen. Nicht zuletzt aus diesem Grund waren internationale Kredite in jener Zeit eine politische Angelegenheit von höchster Bedeutung, die untrennbar mit Diplomatie und Machtpolitik verflochten war. Insbesondere die französische Kreditvergabe war eine außerordentlich politische Angelegenheit. Paris legte ein Veto gegen Kredite für Regierungen ein, deren Politik den französischen Interessen feindlich schien; es begünstigte Kredite im Gegenzug für wirtschaftliche oder politische Zugeständnisse; gelegentlich gewährte es widerwillig auch unzuverlässigen, aber strategisch wichtigen Kunden einen Kredit, um zu verhindern, dass sie anderswo Hilfe suchten. Potenzielle Klienten wurden aggressiv umworben – im Falle Serbiens gab man der Regierung im Sommer 1905 zu verstehen, dass die Pariser Geldmärkte, falls Belgrad Frankreich nicht das Vorkaufsrecht einräumte, für Serbien ganz geschlossen würden.<sup>64</sup> Im Jahr 1907 legte das französische Außenministerium seine Abteilungen für Wirtschaft und Politik zusammen und bestätigte so die enge Verknüpfung zwischen Strategie und Finanzwelt.<sup>65</sup>

Vor diesem Hintergrund war der serbische Kredit von 1906 ein wichtiger Wendepunkt. Die finanziellen Beziehungen Frankreichs zu Belgrad wurden, wie ein früher amerikanischer Analyst der Hochfinanz vor dem Krieg meinte, »enger und dominanter«.<sup>66</sup> Den Franzosen gehörten am Ende über drei Viertel der gesamten serbischen Staatsschulden.<sup>67</sup> Das war eine enorme Belastung für den serbischen Staat – der Tilgungsplan erstreckte sich bis ins Jahr 1967 (tatsächlich zahlte Belgrad nach 1918

einen großen Teil seiner Verpflichtungen nicht zurück). Der Löwenanteil des Geldes ging in Rüstungskäufe (vor allem schnell feuernde Artillerie), von denen die meisten in Frankreich abgewickelt wurden, sehr zum Ärger nicht nur der österreichischen, sondern auch der britischen Diplomaten und Waffenlieferanten. Der Kredit von 1906 ermöglichte es Serbien zudem, dem wirtschaftlichen Druck Wiens standzuhalten und einen längeren Zollkrieg zu führen. »Die zweifellos erfolgreiche Frage des Widerstands von Herrn Pašić gegen [österreichische] Forderungen«, berichtete der britische Gesandte in Belgrad 1906, »markiert einen wichtigen Schritt in der wirtschaftlichen und politischen Emanzipation Serbiens.«<sup>68</sup>

Diese Erfolge auf dem Feld der Hochfinanz dürfen jedoch nicht von der prekären Lage der serbischen Volkswirtschaft insgesamt ablenken. Dies hatte weniger mit der österreichischen Zollpolitik zu tun als mit einem wirtschaftlichen Niedergang, dessen Wurzeln tief in die Geschichte und die agrarische Struktur des Landes reichten. Die Entstehung und anschließende Expansion Serbiens gingen mit einem Prozess der Enturbanisierung einher, weil die überwiegend muslimischen Städte im Lauf der jahrzehntelangen Verfolgungen und Deportationen entvölkert wurden.<sup>69</sup> An die Stelle der relativ stark urbanisierten und kosmopolitischen Strukturen der osmanischen Peripherie traten eine Gesellschaft und eine Wirtschaft, die ganz von christlichen Kleinbauern geprägt waren, teils eine Konsequenz des Fehlens einer einheimischen serbischen Adelschicht und teils eine Folge der Bemühungen der herrschenden Dynastie, die Herausbildung einer solchen Oberschicht zu verhindern, indem die Zusammenlegung von Gütern verhindert wurde.<sup>70</sup> Während die Städte schrumpften, wuchs die Bevölkerung mit einer geradezu beängstigenden Geschwindigkeit; Hunderttausende Hektar von Grenzertragsböden wurden zur Nutzung durch junge Familien freigegeben, wodurch soziale Beschränkungen, die auf die Zahl der Eheschließungen und die Geburtenrate Einfluss hatten, gelockert wurden. Aber dieses rasante Bevölkerungswachstum trug nicht dazu bei, den Teufelskreis aus schwacher Wirtschaftsleistung und Niedergang umzukehren, unter dem die serbische Wirtschaft ab Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs litt.<sup>71</sup> Der Pro-Kopf-Ertrag der Landwirtschaft fiel von

Anfang der 1870er Jahre bis 1910–1912 um 27,5 Prozent, nicht zuletzt weil die Ausweitung der Nutzfläche eine umfassende Entwaldung zur Folge hatte und somit zu einem Rückgang der Weideflächen führte, der für die Schweinehaltung unerlässlich ist – dem traditionell lukrativsten und effizientesten Zweig der serbischen Landwirtschaft. Bereits in den achtziger Jahren war die herrlich bewaldete Wildnis von Sumadija (das ideale Weideland für Schweine) fast völlig verschwunden.<sup>72</sup>

Dieser traurige Rekord wäre vermutlich weniger ins Gewicht gefallen, wenn gleichzeitig ein beachtliches Wachstum in Handel und Industrie zu verzeichnen gewesen wäre, aber auch hier sah es, selbst gemessen am Standard auf dem Balkan, schlecht aus. Die Unternehmenskultur in Serbien schuf eine geringe Nachfrage nach im eigenen Land hergestellten Fabrikwaren. Die ländliche Bevölkerung hatte kaum Zugang zu den Märkten, und es gab kaum aufblühende Industriezweige wie die Textilfabriken, die im benachbarten Bulgarien die Industrieproduktion steigerten.<sup>73</sup> Unter diesen Bedingungen war die serbische wirtschaftliche Entwicklung auf Investitionen von außen angewiesen: Der erste Versuch, auf industrieller Basis Zwetschgenmarmelade abzufüllen und zu exportieren, wurde von Angestellten einer Budapester Obstkonserverfabrik gestartet; auch der Seide- und Weinboom gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde von ausländischen Unternehmern ausgelöst. Doch die Investitionen im Land flossen weiterhin spärlich, nicht zuletzt weil ausländische Firmen von der Fremdenfeindlichkeit, einem korrupten Beamtenapparat und der schwach entwickelten vorherrschenden Geschäftsethik abgeschreckt wurden, auf die sie bei Versuchen, in Serbien Fuß zu fassen, stießen. Selbst in Bereichen, in denen die Regierung gezielt versuchte, Investitionen zu fördern, blieb das Schikanieren ausländischer Betriebe durch lokale Behörden ein ernstes Problem.<sup>74</sup>

Die Investitionen in Serbiens Humankapital ließen ebenfalls zu wünschen übrig: Im Jahr 1900 gab es in ganz Serbien immer noch nur vier Hochschulen für Lehrer, die Hälfte der Grundschullehrer hatte keine pädagogische Ausbildung, der größte Teil des Unterrichts fand nicht in Gebäuden statt, die für diesen Zweck gedacht waren, und nur etwa ein Drittel der Kinder besuchte tatsächlich eine Schule. In diesen Mängeln zeigen sich die kulturellen Vorlieben einer ländlichen Bevölke-

rung, die für Bildung wenig übrig hatte und Schulen als fremdartige, von der Regierung aufgezwungene Einrichtungen ansah. Im Jahr 1905 beschloss das von Bauern dominierte Parlament, die Skupština, weil sie notgedrungen eine neue Einnahmequelle für den Fiskus genehmigen musste, Schulbücher zu besteuern, statt die häusliche Schnapsbrennerei. Die Folge war eine erstaunlich niedrige Alphabetisierungsquote, die von 27 Prozent in den nördlichen Bezirken des Königreichs bis zu nur 12 Prozent im Südosten reichte.<sup>75</sup>

Dieses traurige Bild eines »Wachstums ohne Entwicklung« wirkte sich in mehrfacher Hinsicht auf die Ereignisse aus. Es hatte zur Folge, dass die serbische Gesellschaft sowohl in sozioökonomischer als auch in kultureller Hinsicht ungewöhnlich homogen blieb. Das Band zwischen dem Stadtleben und der traditionellen Lebensweise der bäuerlichen, mündlichen Kultur, mit ihren starken mythischen Überlieferungen, wurde nie gekappt. Selbst die Hauptstadt Belgrad (wo die Alphabetenquote 1900 lediglich 21 Prozent betrug) blieb eine Stadt dörflicher Einwanderer, eine Welt »bäuerlicher Stadtbewohner«, die sehr stark von der Kultur und den Verwandtschaftsbeziehungen der traditionellen, ländlichen Gesellschaft geprägt war.<sup>76</sup> In diesem Umfeld wurde die Entwicklung eines modernen Bewusstseins nicht als eine Weiterentwicklung von einer bisherigen Weltanschauung empfunden, sondern als eine dissonante Überlagerung moderner Haltungen auf eine Lebensweise, die immer noch ganz im Bann traditioneller Anschauungen und Wertvorstellungen lag.<sup>77</sup>

Diese überaus charakteristische Verknüpfung zwischen Wirtschaft und Kultur erklärt unter anderem mehrere auffällige Merkmale Serbiens vor dem Krieg. In einer Wirtschaft, die ehrgeizigen und begabten jungen Männern kaum Chancen bot, war die Armee die Hauptattraktion. Und das erklärt wiederum teilweise, weshalb die zivilen Behörden gegenüber Herausforderungen seitens der militärischen Befehlsstruktur so hilflos wirkten – ein wesentlicher Faktor in der Krise, die ganz Serbien im Sommer 1914 erfasste. Andererseits lässt sich nicht leugnen, dass der Partisanenkrieg mit irregulären Milizen und Guerillabanden, der bei der Entstehung des unabhängigen Serbiens eine zentrale Rolle spielte, gerade wegen des Fortbestands einer bäuerlichen Kultur, die einer regulären Armee skeptisch gegenüberstand, so lange durchgehalten werden



konnte. Für eine Regierung, die mit einem immer arroganteren Militär konfrontiert wurde und keine organische Verbindung zu einer großen, aufstrebenden Bildungsschicht hatte, die andere parlamentarische Systeme des 19. Jahrhunderts stützte, war der Nationalismus das stärkste politische Instrument und die stärkste kulturelle Kraft. Die fast universelle Begeisterung für die Annektierung noch nicht erobert serbischer Gebiete stützte sich nicht nur auf die in die Volkskultur eingebetteten mythischen Passionen, sondern auch auf den Landhunger einer Bauernschaft, deren Parzellen immer kleiner und weniger ertragreich wurden. Unter diesen Voraussetzungen musste das Argument – so fragwürdig es auch war –, die Mängel der serbischen Wirtschaft seien eine Folge der Wiener Strafzölle und des Würgegriffs des österreichischen und ungarischen Kapitals, zwangsläufig auf begeisterte Zustimmung stoßen. Diese Beschränkungen schürten ferner die manischen Bestrebungen Belgrads, einen Meereszugang zu bekommen, der es dem Land angeblich ermöglichen würde, aus der Rückständigkeit auszubrechen. Die relative Schwäche der kommerziellen und industriellen Entwicklung brachte es mit sich, dass Serbiens Herrscher bei den militärischen Ausgaben, die sie für eine aktive Außenpolitik investieren mussten, weiterhin auf internationale Geldgeber angewiesen waren. Und das erklärt wiederum zum Teil die immer engere Verstrickung Serbiens in Frankreichs Netz aus Bündnissen nach 1905, die sowohl auf finanziellen als auch auf geopolitischen Notwendigkeiten basierte.

### Eskalation

Nach 1903 konzentrierte sich die Aufmerksamkeit serbischer Nationalisten in erster Linie auf den dreiseitigen Kampf zwischen Serben, Bulgaren und Türken, der in Makedonien schwelte. Das änderte sich im Jahr 1908 mit der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn. Da diese beiden formell osmanischen Provinzen sich bereits seit dreißig Jahren unter österreichischer Besetzung befanden und eine Änderung dieses Status nie zur Diskussion gestanden hatte, könnte man meinen, dass die nominelle Änderung vom Status eines besetzten Gebiets zu einem annektierten keine große Rolle

spielte. Die serbische Öffentlichkeit sah das jedoch ganz anders. Die Ankündigung löste einen »beispiellosen Ausbruch des Zorns und der nationalen Begeisterung« sowohl in Belgrad als auch in den Provinzen aus. Es fanden »viele Versammlungen« statt, auf denen Redner »lautstark einen Krieg gegen Österreich forderten«. <sup>78</sup> Über 20 000 Menschen kamen zu einer Kundgebung gegen Österreich im Staatstheater in Belgrad, wo Ljuba Davidović, der Führer der Unabhängigen Radikalen, in einer Rede erklärte, die Serben müssten die Annexion bis zum Tod bekämpfen: »Wir werden kämpfen, bis wir siegreich sind, aber wenn wir unterliegen, dann werden wir in dem Wissen untergehen, dass wir uns die größte Mühe gegeben haben und dass wir die Achtung nicht nur der Serben, sondern der ganzen slawischen Rasse haben.« <sup>79</sup> Einige Tage danach hielt der ungestüme Kronprinz Djordje vor rund 10 000 Menschen in der Hauptstadt eine Rede, in der er vorschlug, das serbische Volk in einem bewaffneten Kreuzzug anzuführen, um die annektierten Provinzen zurückzuerobern: »Ich bin außerordentlich stolz, Soldat zu sein, und es würde mich mit Stolz erfüllen, derjenige zu sein, der euch, das serbische Volk, in diesem verzweifelten Kampf auf Leben und Tod, um unsere Nation und unsere Ehre anführt.« <sup>80</sup> Nikola Pašić, der Vorsitzende der Radikalen Volkspartei, der damals kein Ministeramt innehatte und folglich seine Gedanken offener aussprechen konnte, verkündete, dass Serbien sich, falls man die Annexion nicht rückgängig machen könne, auf einen Befreiungskrieg vorbereiten müsse. <sup>81</sup> Der russische Liberale Pawel Miljukow, der sich 1908 in Serbien aufhielt, war über die Intensität der Emotionen schockiert. Aus der Erwartung eines Krieges gegen Österreich wurde, erinnerte er sich, »die Bereitschaft zum Kampf, und der Sieg schien einfach und gewiss zugleich«. Dieser Ansicht waren alle, das stand für sie so fest, dass »es völlig sinnlos gewesen wäre, sich darüber in eine Diskussion einzulassen«. <sup>82</sup>

Die mentalen Karten, welche die Auffassungen bezüglich Serbiens Politik und ihren Zielen innerhalb der Elite und der Bevölkerung prägten, kamen einmal mehr zum Tragen. Die Intensität der Gefühle, die in Serbien durch die Annexion ausgelöst wurden, könne man, so erklärte der britische Gesandte in Belgrad in einem Bericht vom 27. April 1909, nur verstehen, indem man sich vor Augen führe, dass

jeder patriotische Serbe, der sich für Politik interessiert oder aktiv daran beteiligt, die serbische Nation nicht so auffasst, dass ihr nur die Untertanen König Peters angehören, sondern dass sie aus all denen besteht, die ihnen in Rasse und Sprache gleichen. Folglich sieht er der späteren Gründung eines Großserbiens entgegen, das in einem Schoß sämtliche unterschiedlichen Sektionen der Nation vereinen wird, die gegenwärtig unter österreichischer, ungarischer und türkischer Herrschaft getrennt sind. [...] Von diesem Standpunkt aus ist Bosnien sowohl geographisch als auch ethnographisch das Herz Großserbiens.<sup>83</sup>

In einem fast zeitgenössischen Traktat zu der Krise stellte der gefeierte Volkstumsforscher Jovan Cvijić, Nikola Pašićs einflussreichster Ratgeber zur nationalen Frage, fest, dass es auf der Hand liege, dass Bosnien und Herzegowina »innerhalb des großen Komplexes oder ethnographischen Gebietes des serbischen (!) Volkes eine Zentralstellung einnehmen«. Ohne sie könne es keinen großserbischen Staat geben.<sup>84</sup> Aus Sicht der panserbischen Publizisten gehörte Bosnien-Herzegowina zu den »serbischen Ländereien unter Fremdherrschaft«; seine Bevölkerung war »nach der Rasse und Sprache ganz Serbisch« und bestand aus Serben, Serbokroaten und »Serben-Mohammedanern«, freilich mit Ausnahme der Minderheit »befristeter Bewohner« und »Ausbeuter«, die von den Österreichern im Laufe der vergangenen dreißig Jahren eingesetzt worden waren.<sup>85</sup>

Getragen von dieser Welle der Empörung entstand eine neue Massenorganisation, um die nationalistischen Ziele zu verfolgen. Die sogenannte *Srpska Narodna Odbrana* (Serbische nationale Verteidigung) rekrutierte Tausende von Mitgliedern, verstreut über mehr als 220 Komitees in Städten und Dörfern Serbiens, sowie ein Netzwerk von Helfern innerhalb Bosnien-Herzegowinas.<sup>86</sup> Die Unabhängigkeitskampagne, die in Makedonien allmählich ins Rollen gekommen war, wurde nunmehr in die annektierten Provinzen umgelenkt: Narodna Odbrana organisierte Guerillabanden, rekrutierte Freiwillige, baute in Bosnien ein Spionagenetz auf und setzte die serbische Regierung unter Druck, eine aggressivere Politik zu verfolgen. Veteranen aus den Kämpfen in Makedonien, wie Major Voja Tankosić, ein enger Kamerad von Apis, wurden an die bosni-

sche Grenze verlegt, wo sie Tausende neuer Rekruten für den bevorstehenden Kampf ausbildeten. Eine Zeitlang sah es so aus, als stehe Serbien kurz davor, einen selbstmörderischen Angriff auf seinen Nachbarn zu starten.<sup>87</sup>

Die Politiker in Belgrad unterstützten anfangs die Kampagne, erkannten aber auch schon bald, dass Serbien die Annexion auf keinen Fall rückgängig machen konnte. Ausschlaggebend für diese ernüchternde Erkenntnis war Russland, das nichts unternahm, um den serbischen Widerstand zu unterstützen. Das war auch kein Wunder, immerhin hatte der russische Außenminister Alexander Iswolski seinem österreichischen Gegenspieler Alois Aehrenthal – zumindest grundsätzlich – die Annexion vorgeschlagen. Iswolski hatte den serbischen Außenminister Milovan Milovanović sogar im Voraus über die bevorstehende Annektierung in Kenntnis gesetzt. Bei einer Begegnung in Marienbad, wo Iswolski eine Kur machte, hatte der russische Außenminister seinem serbischen Widerpart mitgeteilt, dass St. Petersburg die Balkanstaaten zwar als »Kinder Russlands« betrachte, aber weder Russland selbst noch eine andere Großmacht etwas unternehmen werde, um die Annexion anzufechten. (Iswolski erwähnte gegenüber seinem serbischen Gesprächspartner nicht den Umstand, dass er den Österreichern selbst die Annexion der Provinzen vorgeschlagen hatte, im Rahmen einer Vereinbarung, die russischen Kriegsschiffen den Zugang zu den türkischen Meerengen erleichtern sollte.) Der serbische Botschafter in St. Petersburg wurde später ermahnt, dass Belgrad auf keinen Fall gegen Österreich mobilisieren dürfe, »weil niemand imstande wäre, uns zu helfen; die ganze Welt wünscht Frieden«.<sup>88</sup>

Außenminister Milovanović war ein gemäßigter Politiker, der 1905/06 Pašić wegen seiner Handlungsweise in der österreichisch-serbischen Krise kritisiert hatte und 1908 entsetzt feststellte, dass sich eben derselbe für einen Krieg aussprach. Er befand sich jetzt in einer außerordentlich prekären Lage. Da er direkt mit Iswolski gesprochen hatte, erkannte er, dass es keinen Sinn hatte zu versuchen, die europäischen Mächte gegen die Annexion aufzubringen. Auf der anderen Seite musste er auch die nationalistische Hysterie in Serbien zügeln, während er gleichzeitig die Skupština und die politische Elite für eine gemäßigt »nationale« Politik

gewinnen musste – zwei Ziele, die so gut wie unvereinbar waren, denn die serbische Öffentlichkeit würde schon das kleinste Zugeständnis an Wien als einen »Verrat« des nationalen Interesses werten.<sup>89</sup> Hinzu kam noch die Feindseligkeit unter den Radikalen und ihren ehemaligen Parteigenossen, den Unabhängigen Radikalen, deren Politik den Stempel eines kompromisslosen, panserbischen Nationalismus trug. Grabenkämpfe innerhalb der Führung der Radikalen Volkspartei, etwa zwischen der »Pašić-Gruppe« und den »Hof-Radikalen« um Milovanović, steigerten noch die Konfusion und Unsicherheit. Hinter den Kulissen bemühte sich Milovanović um eine moderate Politik, die ihr Augenmerk auf begrenzte territoriale Kompensation für Serbien richtete und klaglos die Schmäherung der panserbischen Presse hinnahm. In der Öffentlichkeit hingegen wählte er unnachgiebige Worte, die im eigenen Land zwangsläufig eine Begeisterung weckten und in den österreichischen Zeitungen empörte Kommentare auslösten. »Das serbische nationale Programm«, erklärte er in einer Rede vor der Skupština im Oktober 1908 unter Beifallsstürmen, »verlangt, dass Bosnien und Herzegowina emanzipiert werden«. Durch die Einmischung in die Realisierung dieses Plans, erklärte er, habe Österreich-Ungarn es unvermeidlich gemacht, dass »Serbien und das ganze Serbentum eines Tages in der nahen oder fernen Zukunft in einem Kampf auf Leben und Tod gegen es kämpfen werden.«<sup>90</sup>

Milovanovićs missliche Lage veranschaulicht, welchen Belastungen serbische Politiker in jener Zeit ausgesetzt waren. Dieser intelligente und zurückhaltende Mensch erkannte sehr genau, welche Beschränkungen die Lage und die Verfassung Serbiens ihm auferlegten. Im Winter 1908/09 drängten alle Mächte Belgrad, nachzugeben und sich in das Unvermeidliche zu fügen.<sup>91</sup> Aber er wusste ebenso gut, dass kein zuständiger Minister es wagen konnte, öffentlich das nationale Programm der serbischen Vereinigung zu diskreditieren. Jedenfalls war Milovanović selbst ein glühender und aufrichtiger Verfechter dieses Programms. Serbien könne es sich niemals leisten, sagte er einmal, die Sache des Serbentums aufzugeben. »Aus serbischer Sicht besteht kein Unterschied zwischen den Interessen des serbischen Staates und den Interessen anderer Serben.«<sup>92</sup> Hier traten einmal mehr die Projektionen der serbischen mentalen Karte zutage, nach der die politischen und

ethnischen Imperative ausgerichtet wurden. Der zentrale Punkt war folgender: Gemäßigte Politiker wie Milovanović und sogar Pašić (der später von seinen Aufrufen zum Krieg Abstand nahm) unterschieden sich von den extremen Nationalisten im Grunde nur in der Frage, wie man mit den Problemen, vor denen der Staat stand, umgehen soll. Sie konnten es sich nicht leisten, das nationalistische Programm an sich zu kritisieren (und wollten dies auch gar nicht). Innenpolitisch waren die Extremisten deshalb rhetorisch immer im Vorteil, weil sie die Rahmenbedingungen der Diskussion vorgaben. In einem solchen Umfeld fiel es Gemäßigten schwer, sich Gehör zu verschaffen, wenn sie nicht die Sprache der Extremisten übernahmen. Und das machte es wiederum für Außenstehende schwierig, eine Abweichung in den Positionen zu erkennen, die von der gesamten politischen Elite verfochten wurden. Es konnte der täuschende Eindruck entstehen, dass sie eine unerschütterliche, einheitliche Front bilde. Die gefährliche Dynamik dieser politischen Kultur sollte Belgrad im Juni und Juli 1914 zu spüren bekommen.

Am Ende behielt Österreich-Ungarn natürlich die Oberhand, und Belgrad war gezwungen, am 31. März 1909 offiziell auf seine Ansprüche zu verzichten. Unter großen Schwierigkeiten gelang es der Regierung, die Agitation zu beruhigen. Belgrad versprach Wien, seine »Freiwilligen und Banden« zu entwaffnen und aufzulösen.<sup>93</sup> Der Srpska Narodna Odbrana wurden ihre aufrührerischen und kriegführenden Funktionen entzogen, und sie wurde – zumindest nach außen hin – in eine friedliche panserbische Propaganda- und Nachrichtenagentur umgewandelt, die in enger Zusammenarbeit mit einer Reihe anderer nationalistischer Vereinigungen tätig war, wie den Turnverbänden Sokol und Gruppen wie Prosveta und Prirednik, deren Aufgabe es war, die serbische Kultur mittels Literatur, Erziehung und Jugendarbeit zu fördern.

Serbien war zwar mit dem Versuch gescheitert, die Annexion rückgängig zu machen oder territoriale Zugeständnisse zu erhalten, die Milovanović als Kompensation gefordert hatte, aber es gab zwei wichtige Veränderungen. Erstens leitete die Krise eine Phase der engeren Zusammenarbeit zwischen Belgrad und den beiden freundlich gesinnten Großmächten ein. Das Band zu St. Petersburg wurde durch den Antritt des neuen russischen Botschafters, Baron Nikolai Hartwig,

gestärkt, eines glühenden Panslawisten und Serbophilen, der im politischen Leben Belgrads bis zu seinem plötzlichen Tod kurz vor Ausbruch des Krieges eine zentrale Rolle spielen sollte. Die finanziellen und politischen Verbindungen zu Frankreich wurden ebenfalls intensiviert – das äußerte sich in einem von Paris vermittelten hohen Kredit, um die serbische Armee aufzustocken und ihre Schlagkraft zu erhöhen.

Zweitens hatten die Hysterie und anschließende Enttäuschung von 1908/09 auf nationalistische Gruppierungen eine radikalisierende Wirkung. Auch wenn sie vorübergehend von der Kapitulation der Regierung in der Frage der Annexion entmutigt wurden, so gaben sie ihre Ambitionen keineswegs auf. Es entstand eine Kluft zwischen der Regierung und nationalistischen Kreisen. Bogdan Radenković, ein ziviler nationaler Aktivist in Makedonien, wo der Kampf gegen die Bulgaren fortgesetzt wurde, traf sich mit Offiziersveteranen der makedonischen Front, darunter einige Verschwörer von 1903, um über den Aufbau einer neuen Geheimgesellschaft zu sprechen. Das Ergebnis war die Gründung von *Ujedinjenje ili smrt!* («Vereinigung oder Tod!») am 3. März 1911 in einer Belgrader Wohnung, die gemeinhin unter dem Namen »Schwarze Hand« bekannt war. Apis, der inzwischen Dozent für Taktik an der Militärschule war, zählte zu den sieben Männern (fünf Königsmörder und zwei Zivilisten), die am Gründungstreffen teilnahmen. Er brachte das Netzwerk aus jüngeren Königsmördern und Mitläufern mit, in welchem er inzwischen unumstritten die Führungsposition einnahm.<sup>94</sup> Die Satzung von *Ujedinjenje ili smrt!* begann mit der wenig überraschenden Erklärung, dass die »Vereinigung des Serbentums« das Ziel der neuen Vereinigung sei. Weitere Paragraphen erklärten, dass die Mitglieder die Regierung dazu bewegen sollten, die Idee zu übernehmen, Serbien sei das »Piemont« der Serben, ja aller südslawischer Völker – das Organ, das eigens gegründet wurde, um die Ideale von *Ujedinjenje ili smrt!* zu propagieren, trug den treffenden Titel *Pijemont*. Die neue Bewegung vertrat eine umfassende und hegemoniale Auffassung des Serbentums: Die Propaganda der Schwarzen Hand erkannte nicht die separate Identität bosnischer Muslime an und leugnete rundweg die Existenz eines eigenständigen Volkes der Kroaten.<sup>95</sup> Um das Serbentum auf den mit Sicherheit gewaltsamen Kampf um die Einheit vorzubereiten, würde die

Gesellschaft eine revolutionäre Tätigkeit in allen von Serben bewohnten Gebieten organisieren. Auch außerhalb der Grenzen des serbischen Staates wollte die Gesellschaft mit allen verfügbaren Mitteln die Feinde der serbischen Idee bekämpfen.<sup>96</sup>

Bei ihrer Arbeit für die »nationale Sache« sahen sich diese Männer zunehmend als Gegner des demokratischen parlamentarischen Systems in Serbien und insbesondere der Radikalen Volkspartei, deren Führer sie als Verräter der Nation beschimpften.<sup>97</sup> In Ujedinjenje ili smrt! lebte der alte Hass des serbischen Militärs gegen die Radikalen weiter. Es bestanden auch Ähnlichkeiten mit einer profaschistischen Ideologie: Das Ziel war keineswegs nur eine Veränderung im Führungspersonal des Staates (das war bereits 1903 ohne nennenswerten Nutzen für die serbische Nation erreicht worden), sondern eine durchgreifende Erneuerung der serbischen Politik und Gesellschaft, eine »Regeneration unserer degenerierten Rasse«.<sup>98</sup>

Die Bewegung wahrte strenge Geheimhaltung. Die Mitglieder wurden über eine von Jovanović-Čupa, einem Mitglied des Gründungsrates und Freimaurer, ausgedachte Zeremonie eingeführt. Neue Rekruten legten in einem abgedunkelten Raum vor einer Gestalt mit Kapuze den Eid ab, unter Todesstrafe der Organisation bedingungslosen Gehorsam zu leisten:

Ich [Name] schwöre, mit dem Eintritt in die Organisation Vereinigung oder Tod, bei der Sonne, die mich wärmt, bei der Erde, die mich nährt, vor Gott, bei dem Blute meiner Vorfahren, bei meiner Ehre und meinem Leben, dass ich von diesem Moment an bis zum Tode die Gesetze dieser Organisation treu befolgen werde und dass ich immer bereit sein werde, jedes Opfer für sie zu bringen.

Ich schwöre vor Gott, bei meiner Ehre und meinem Leben, dass ich alle Aufträge und Befehle fraglos ausführen werde.

Ich schwöre vor Gott, bei meiner Ehre und meinem Leben, dass ich alle Geheimnisse dieser Organisation mit ins Grab nehmen werde.

Mögen Gott und meine Kameraden in der Organisation meine Richter sein, falls ich jemals, ob wissentlich oder nicht, diesen Eid brechen sollte.<sup>99</sup>



In schriftlicher Form wurde so gut wie nichts festgehalten, es existierte kein zentrales Register der Mitglieder, lediglich ein loses Netz aus Zellen, von denen keine einzige einen Überblick über das Ausmaß der Organisation oder ihre Tätigkeit hatte. Folglich besteht noch heute eine gewisse Unsicherheit über die Größe der Organisation. Bis Ende 1911 war die Zahl der Mitglieder auf 2000 bis 2500 angewachsen; während der Balkankriege stieg sie dramatisch an, aber die spätere Schätzung eines Überläufers, der zum Informanten wurde und die Zahl mit 100 000 bis 150 000 angab, ist mit Sicherheit übertrieben.<sup>100</sup>

Wie viele es auch waren, jedenfalls hielt die Schwarze Hand rasch Einzug in die Strukturen des offiziellen Serbiens. Von ihrer Basis im Militär dehnte sie sich aus und infiltrierte Kader der serbischen Grenzschutz und Zollbeamten, insbesondere entlang der serbisch-bosnischen Grenze. Darüber hinaus gab es viele Rekruten unter den Agenten, die noch in Bosnien für die Narodna Odbrana arbeiteten, obwohl ihre Tätigkeit angeblich 1909 beendet worden war. Zu ihren Aktivitäten zählte etwa der Unterhalt eines Ausbildungslagers für Terroristen, wo Rekruten in der Schießkunst, im Bombenlegen, Sprengen von Brücken und in der Spionage ausgebildet wurden.<sup>101</sup>

Diese Organisationsform war wie maßgeschneidert für den erfahrenen Verschwörer Apis. Die strenge Geheimhaltung war ganz nach seinem Geschmack. Das galt auch für die Insignien der Organisation, ein rundes Logo mit einem Schädel, gekreuzten Knochen, einem Messer, einer Phiole mit Gift und einer Bombe. Als er später gefragt wurde, warum er und seine Kollegen diese Symbole gewählt hätten, antwortete Apis, dass diese Embleme in seinen Augen »kein so beängstigendes oder negatives Aussehen« hätten. Immerhin sei es doch die Aufgabe aller national gesinnten Serben, »das Serbentum mit Bomben, Messern und Gewehren zu retten«. »Bei meiner Arbeit in [Makedonien]«, erinnerte er sich, »wurde Gift eingesetzt, und jeder Guerillakämpfer trug es bei sich, sowohl als Angriffsmittel, als auch um jemanden zu retten, wenn er in feindliche Hände fiel. Aus diesem Grund kamen solche Embleme in das Siegel der Organisation, und es war ein Zeichen, dass diese Leute bereit waren zu sterben.«<sup>102</sup>

Die heimliche Vorgehensweise der Schwarzen Hand hatte auch eine paradoxe öffentliche Seite.<sup>103</sup> Leichtfertig dahingesagte Worte sorgten schon bald dafür, dass die Regierung und die Presse von der Existenz der Bewegung wussten; es existieren sogar Hinweise, dass selbst Prinz Alexander, der Thronfolger nach der Abdankung seines älteren Bruders Djordje, im Voraus über die neue Gründung informiert wurde und ihre Tätigkeit förderte. (Der Prinz gehörte einem kleinen Kreis aus Sponsoren an, welche die Gründung des Organs *Pijemont* finanziell unterstützten.) Die Rekrutierung erfolgte informell und häufig halb öffentlich; die Werber brauchten lediglich die patriotische Tätigkeit der Organisation zu erwähnen, und schon schlossen sich viele Offiziere ohne weitere Umstände an.<sup>104</sup> In Belgrader Kaffeehäusern fanden Dinner und Bankette statt, wo Apis an einer langen, mit national gesinnten Studenten besetzten Tafel am Kopfende thronte.<sup>105</sup> Als der Kommandant von Belgrad Miloš Božanović seinen Untergebenen Major Kostić um Informationen über die Schwarze Hand bat, konnte Kostić es kaum glauben: »Die kennen Sie nicht? Das ist doch allgemein bekannt. Man spricht in den Kaffeehäusern und Gaststätten darüber.« Womöglich ließ sich das in einer Stadt wie Belgrad nicht vermeiden, wo jeder jeden kannte und wo sich das Gesellschaftsleben in Kaffeehäusern, nicht in privaten Salons abspielte. Die Aufsehen erregende Heimlichkeit der Schwarzen Hand erfüllte jedoch vermutlich auch ein emotionales Bedürfnis, denn welchen Sinn hatte es, einer Geheimorganisation anzugehören, wenn es kein Mensch wusste? Beim Essen und Trinken mit anderen Verschwörern am gewohnten Tisch gesehen zu werden, verlieh einem ein Gefühl der Bedeutung; diejenigen, die formal zwar nicht dem Netzwerk angehörten, aber darüber Bescheid wussten, verband ein prickelndes, geheimes Einvernehmen – und das war wichtig für eine Bewegung, die für sich beanspruchte, die schweigende Mehrheit der serbischen Nation zu repräsentieren.

Aber selbst wenn die Existenz der Organisation allgemein bekannt war, blieben doch ihre Ziele weitgehend ungewiss. Wie viele führende Persönlichkeiten der Radikalen betrachtete auch Pašić die Schwarze Hand als eine Bewegung, die sich in erster Linie den Umsturz des serbischen Staates von innen zum Ziel gesetzt hatte – er hielt den Ultra-

nationalismus offenbar lediglich für eine Tarnung für die innenpolitische subversive Tätigkeit. Diese Fehleinschätzung schlich sich in viele diplomatische Berichte ein. Der für gewöhnlich gut informierte österreichische Botschafter in Belgrad berichtete im November 1911 beispielsweise, dass die Behauptung der Schwarzen Hand, sie sei eine patriotische Gruppierung, die außerhalb Serbiens operiere, um alle Serben zu vereinen, in Wirklichkeit nur eine Tarnung sei; ihr eigentliches Ziel sei es, sich in die inneren Angelegenheiten einzumischen.<sup>106</sup> Dieses Missverständnis verwirrte die österreichischen Behörden noch in der Julikrise 1914.

Innerhalb Bosniens und der Herzegowina verflochten sich die Netzwerke von Ujedinjenje ili smrt! und Narodna Odbrana mit lokalen Gruppierungen panserbischer Aktivisten, von denen *Mlada Bosna* («Junges Bosnien») die wichtigste war. *Mlada Bosna* war keine einheitliche Organisation, sondern eine Ansammlung von Gruppen und Zellen revolutionärer Jugendlicher, die seit etwa 1904 in der ganzen Provinz tätig waren; ihr Augenmerk richtete sich allerdings nicht so eng auf Serbien wie das der Schwarzen Hand oder der Narodna Odbrana.<sup>107</sup> Da sie unter den Augen der österreichischen Polizei operierten, wählten die Jungbosnier eine dezentrale, flexible Struktur, die sich auf kleine »Kreise« (*kružki*) stützte, die nur über auserwählte Zwischenmänner miteinander verknüpft waren. Die große Stunde der Jungbosnier schlug im Jahr 1910, als einer von ihnen einen Selbstmordanschlag gegen den österreichischen Gouverneur Bosniens verübte. Anlässlich der Eröffnung des bosnischen Parlaments am 3. Juni 1910 gab Bogdan Žerajić, ein serbischer Student aus der Herzegowina, fünf Schüsse auf Gouverneur Marijan Varešanin ab. Als alle Kugeln ihr Ziel verfehlten, schoss Žerajić die sechste und letzte Kugel in seinen eigenen Kopf. Er wurde anonym in einem Abschnitt des Friedhofs von Sarajevo beigesetzt, der Verbrechern und Selbstmördern vorbehalten war, aber sein Grab wurde schon bald zu einer Kultstätte der serbischen Untergrundbewegung, und seine Tat wurde von der nationalistischen Presse in Belgrad gefeiert.<sup>108</sup>

Keiner trug mehr dazu bei, Žerajićs Ansehen zu steigern, als Vladimir Gaćinović, sein Kamerad bei den Jungbosniern. Gaćinović hatte Bosnien verlassen, um in Belgrad die Hochschule zu besuchen. Er schloss

dort an der Universität ein Semester ab, bevor er ein Regierungsstipendium für die Universität Wien erhielt. Im Jahr 1911 war er sowohl in Ujedinjenje ili smrt! als auch in Narodna Odbrana eingetreten. Nach der Rückkehr nach Sarajevo baute er in der Stadt ein Netz aus aktiven Zellen auf. Aber Gaćinović wurde vor allem für ein Traktat berühmt, das er zu Ehren des Lebens und Tods von Žerajić schrieb. In dem Werk *Tod eines Helden* beschrieb er den Selbstmordattentäter als »Mann der Tat, der Kraft, des Lebens und der Tugend, einen Menschenschlag, der eine neue Epoche einläutet«, und schloss mit einem flammenden Aufruf: »Junge Serben, werdet ihr solche Männer hervorbringen?« Gaćinovićs Pamphlet kursierte in ganz Bosnien unter der Hand und wurde zu einem der Schlüsseltexte des panserbischen terroristischen Milieus, weil es das Motiv des Opfers und das Motiv des Mordes beziehungsweise des Attentats in einer Weise miteinander vermengte, die an die Epen über das Kosovo Polje erinnerte.<sup>109</sup> Žerajićs Anschlagversuch markierte den Beginn des systematischen Einsatzes von Terror gegen die politische Elite des Habsburger Reiches; es kam zu sieben ähnlichen Vorfällen, und mehr als ein Dutzend weitere gescheiterte Verschwörungen wurden in den südslawischen Provinzen des Reiches in den drei Jahren von Žerajićs Attentat bis zu den verhängnisvollen Schüssen von Sarajevo am 28. Juni 1914 aufgedeckt.<sup>110</sup>

### Drei Türkenkriege

Ende September 1911, nur sechs Monate nach der Gründung von Ujedinjenje ili smrt!, begann Italien eine Invasion Libyens. Dieser nicht provozierte Angriff auf eine unverzichtbare Provinz des Osmanischen Reiches löste eine Kaskade opportunistischer Angriffe auf osmanisch kontrollierte Gebiete auf dem Balkan aus. Eine lose Koalition aus Balkanstaaten (Serbien, Montenegro, Bulgarien und Griechenland) führte zeitgleich Angriffe gegen osmanisches Territorium aus und begann damit den Ersten Balkankrieg (Oktober 1912 bis März 1913). Das Ergebnis war ein gewaltiger Sieg für die Verbündeten über osmanische Kräfte, die aus Albanien, Makedonien und Thrakien vertrieben wurden. Im Zweiten Balkankrieg (Juni bis Juli 1913) stritten sich die kriegführenden Parteien

um die Siegesbeute des Ersten: Serbien, Griechenland, Montenegro und Rumänien kämpften gegen Bulgarien um Territorien in Makedonien, Thrakien und der Dobrudscha.

Die Auswirkung dieser beiden Kriege wird ausführlicher in Kapitel 5 erörtert. Vorläufig genügt der Hinweis, dass Serbien der offensichtlichste Nutznießer war, denn es erwarb das zentrale Vardar-Tal, einschließlich Ohrid, Bitola, Kosovo, Štip und Kočani, dazu die östliche Hälfte des Sandschak von Novi Pazar (die westliche Hälfte fiel an Montenegro). Das Königreich dehnte sich von gut 47 500 Quadratkilometern auf über 86 760 Quadratkilometer aus, und die Bevölkerung wuchs um über 1,5 Millionen. Der Erwerb des Kosovo, des Schauplatzes der serbischen Volksdichtung, gab Anlass zu großer Freude, und da das Königreich im Westen nunmehr eine gemeinsame Grenze mit Montenegro hatte, bestand die Aussicht, dass Serbien über eine politische Union mit seinem Nachbarn dauerhaften Zugang zur Adria erhielt. Darüber hinaus demonstrierte Serbiens Kriegführung allem Anschein nach, dass die jahrelangen, über französische Kredite (im September 1913 wurde von einem französischen Bankenkonsortium ein weiterer hoher gewährte) finanzierten Rüstungsanstrengungen nicht umsonst gewesen waren. Innerhalb von drei Wochen nach der ersten Mobilmachung hatte man 300 000 Mann ins Feld geführt. Die serbische Armee war mittlerweile, wie ein ausländischer Beobachter anmerkte, »ein Faktor, mit dem man rechnen musste«, und Serbien selbst eine starke Regionalmacht.<sup>111</sup> Dayrell Crackanthorpe, der britische Gesandte in Belgrad, berichtete über die öffentliche Begeisterung: »Serbien kommt es so vor, als habe es, gewissermaßen, die Volljährigkeit erlangt, und kann [...] eine eigene nationale Politik verfolgen.« Die politische Elite des Königreichs machte gegenwärtig »eine Phase extremer Selbstzufriedenheit durch«; in der Presse und in der öffentlichen Debatte wurden überall serbische Erfolge auf dem Schlachtfeld dem »Scheitern der österreichischen Diplomatie« gegenübergestellt.<sup>112</sup>

Für viele in den neu eroberten Gebieten brachte die serbische Herrschaft Schikanen und Unterdrückung mit sich. Die Vereinigungs-, Versammlungs- und Pressefreiheit, die nach der serbischen Verfassung von 1903 garantiert waren (Artikel 24, 25 und 22), wurden in den neuen Gebie-

ten nicht eingeführt, ebenso wenig wie Artikel 13, der die Todesstrafe für politische Verbrechen aufhob. Den Bewohnern der neuen Gebiete wurde das aktive und passive Wahlrecht verweigert. Anders gesagt, die eroberten Gebiete bekamen fürs Erste den Charakter einer Kolonie. Die Regierung rechtfertigte diese Entscheidungen damit, dass das kulturelle Niveau der neuen Territorien so niedrig sei, dass die Gewährung der Freiheiten den Bestand des Landes gefährden würde. In Wirklichkeit ging es in erster Linie darum, die Nichtserben, welche in vielen Regionen die Mehrheit stellten, von der nationalen Politik fernzuhalten. Oppositionelle Zeitungen wie *Radičke Novine* und *Pravda* wiesen auch prompt darauf hin, dass die »neuen Serben« unter den Türken tatsächlich mehr politische Rechte gehabt hätten als unter serbischer Verwaltung.<sup>113</sup>

Auf serbischer Seite war dies ein Krieg mit zwei Gesichtern, der nicht nur von regulären Einheiten der Armee geführt wurde, sondern auch, wie so oft in der Vergangenheit, von Partisanenbanden, *comitatjs* und anderen Freischärlern. In den neu eroberten Gebieten hatte das Einvernehmen zwischen offiziellen Behörden und informellen Gruppierungen furchtbare Konsequenzen. Es kam zu unzähligen Fällen willkürlicher Zerstörung von türkischen Gebäuden wie Schulen, Badehäusern und Moscheen. Britischen Konsuln gelang es in manchen Fällen, den Schaden in Grenzen zu halten, indem lokale serbische Befehlshaber überzeugt wurden, dass das eine oder andere Gebäude schon aus der Zeit Stepan Dušans stammte und folglich Teil des serbischen Nationalerbes sei. Diese Notlüge beispielsweise führte dazu, dass die schöne türkische Brücke Kamen Most aus dem 15. Jahrhundert im makedonischen Skopje (Üsküb) verschont blieb.<sup>114</sup>

Im Oktober und November 1913 berichteten die britischen Vizekonsuln in Skopje und Monastir von systematischer Einschüchterung, willkürlichen Verhaftungen, Prügelstrafen, Vergewaltigungen, dem Niederbrennen von Dörfern und Massakern durch die Serben in den annektierten Gebieten.<sup>115</sup> »Es zeigt sich bereits überdeutlich«, berichtete Vizekonsul Greig aus Monastir, »dass Muslime unter serbischer Herrschaft nichts anderes als regelmäßige Massaker, die sichere Ausbeutung und den endgültigen Ruin zu erwarten haben.« Elf Tage später reichte er einen weiteren Bericht ein und warnte, dass die »bulgari-

schen und insbesondere muslimischen Bevölkerungen in den Bezirken Perlepe, Krčevo und Kruševo wegen der sehr häufigen und barbarischen Massaker und Plünderungen, denen sie von serbischen Banden ausgesetzt waren, Gefahr liefen, ausgelöscht zu werden«. <sup>116</sup> Bis zum Ende des Monats hatten »Plünderungen, Mord und andere Gräueltaten durch Banden serbischer Freischärler und mit ihnen verbündete Personen« fast schon anarchische Zustände geschaffen. <sup>117</sup> Albaner und andere Muslime, Bulgaren, Walachen und Juden hätten, berichtete der Vizekonsul im Dezember, Angst vor der Aussicht auf die Abhängigkeit von einem »Staat ohne einen Penny«, der allem Anschein nach dazu neigte, »jeder Gemeinde ihre Existenzmittel in einem Ausmaß zu entziehen, wie man es selbst in den finstersten Tagen des türkischen Regimes nicht gekannt habe«. <sup>118</sup> Aus Bitola im Süden, in der Nähe der griechischen Grenze, berichtete der britische Vizekonsul, dass die alten Verwaltungsbeamten durch eine neue Kohorte korrupter »serbischer Ex-Propagandisten« abgelöst worden seien, deren Anführer »1) ein Ex-Barbier, Spion und serbischer Agent [...] und 2) ein einheimischer Serbomane von undefinierbarem Beruf namens Maxim« seien. »Nichts könnte«, so Greig, »den Feinden Serbiens besser in die Hände spielen als die Schreckensherrschaft dieser Clique.« <sup>119</sup>

Bemerkenswert ist an diesen Berichten nicht allein ihr beunruhigender Inhalt, sondern auch die Skepsis, mit der sie von dem britischen Gesandten Crackanthorpe, einem erklärten Serbophilen, aufgenommen wurden. Crackanthorpe, dessen wichtigste Quelle zu den Ereignissen in den annektierten Gebieten »ein ihm bekannter serbischer Offizier« war, <sup>120</sup> akzeptierte die offiziellen Dementis der Belgrader Regierung fraglos und bemühte sich, die Wirkung der Telegramme von Greig aus Monastir abzuschwächen, indem er gegenüber dem Foreign Office andeutete, der Vizekonsul sei hysterischen Flüchtlingen und ihren Lügengeschichten auf den Leim gegangen. Die Ereignisse auf dem Balkan wurden bereits, so könnte man argumentieren, durch die geopolitische Brille des Bündnissystems gesehen, in dem Serbien als freundlicher Staat galt, der in einen tapferen Kampf gegen den furchterregenden Nachbarn Österreich-Ungarn verwickelt war. Erst die Detailfülle der Berichte, die aus den annektierten Gebieten eingingen, im Verein mit

bestätigenden Schilderungen von rumänischen, Schweizer und französischen Vertretern überzeugte das britische Foreign Office, dass die Meldungen über Gräueltaten in Makedonien nicht als österreichische Propaganda abgetan werden durften.

Unterdessen zeigte die serbische Regierung nicht das geringste Interesse, weitere Gräueltaten zu verhindern oder eine Untersuchung der bereits begangenen in die Wege zu leiten. Als Pašić von den Briten auf die Ereignisse in Bitola hingewiesen wurde, erwiderte er einfach, er kenne den dortigen Präfekten nicht persönlich und könne deshalb keinen Kommentar abgeben. Sein Angebot, einen Kommissar in den Süden zu schicken, um der Angelegenheit nachzugehen, wurde niemals umgesetzt. Als der serbische Gesandte in Konstantinopel ihm von Beschwerden einer Delegation hoher muslimischer Würdenträger berichtete, erklärte er, diese Geschichten würden von Emigranten stammen, die ihr eigenes Leiden bewusst übertrieben hätten, damit sie von ihren neuen Landsleuten desto herzlicher aufgenommen wurden.<sup>121</sup> Und die Carnegie Commission, die sich aus sorgfältig nach ihrer Unparteilichkeit ausgewählten Experten zusammensetzte, erhielt nach ihrem Eintreffen auf dem Balkan, um die Gräueltaten in den umstrittenen Gebieten zu untersuchen, von Belgrad so gut wie keine Unterstützung.<sup>122</sup>

Für eine gewisse Zeit hoben die Kriege allem Anschein nach die strukturellen Spannungen innerhalb der Exekutive in Belgrad auf. Eine Weile zogen die verdeckten Netzwerke, die reguläre Armee, die Freischärler und die Kabinettsminister in der nationalen Sache an einem Strang. Apis wurde vor der serbischen Invasion im Jahr 1912 zu verdeckten Operationen für die Armee in Makedonien ausgesandt; bei seinen Verhandlungen mit albanischen Clanchefs im Jahr 1913 fungierte die Schwarze Hand im Wesentlichen als ein Arm des Außenministeriums in Belgrad. An der Befriedung der neu eroberten Gebiete im Süden waren nicht nur reguläre Truppen beteiligt, sondern auch Banden aus Freiwilligen, die Aktivisten der Schwarzen Hand nahe standen, etwa Voja Tankosić, ein ehemaliger Königsmörder, der die Ermordung der beiden Brüder Königin Dragas beaufsichtigt hatte.<sup>123</sup> Es war ein Zeichen für das gestiegene Ansehen der Schwarzen Hand, dass Apis im Januar 1913 zum Oberstleutnant befördert und im August zum Chef der Nach-



richtenabteilung im Generalstab ernannt wurde, eine Rolle, die ihm die Kontrolle über das weitreichende Netz serbischer Agenten der Narodna Odbrana innerhalb von Österreich-Ungarn verschaffte.<sup>124</sup>

Die Einigkeit bekam allerdings erste Risse, sobald die Balkankriege vorüber waren, als Auseinandersetzungen um die Verwaltung der neu erworbenen Gebiete eine katastrophale Verschlechterung der Beziehungen zwischen ziviler und militärischer Verwaltung zur Folge hatten. Auf der einen Seite standen das Kriegsministerium, die serbische Armee und verschiedene Mitläufer aus den Reihen der oppositionellen Unabhängigen Radikalen; auf der anderen Seite standen die Führer der Radikalen Volkspartei, die den größten Teil des Kabinetts stellten.<sup>125</sup> Der Streit drehte sich in erster Linie um den Charakter der Verwaltung, die in den neuen Gebieten eingeführt werden sollte. Das Kabinett Pašić hatte die Absicht, eine zivile Interimsverwaltung per Dekret einzuführen. Die Armee hingegen sprach sich für eine Fortsetzung der Militärverwaltung aus. Angespornt von den aktuellen Erfolgen weigerte sich die militärische Führung, die Kontrolle im annektierten Gebiet abzugeben. Dabei ging es nicht allein um Macht, sondern auch um die politische Linie, denn die Hardliner stellten sich auf den Standpunkt, dass lediglich eine harte und unnachgiebige Verwaltung geeignet sei, die serbische Kontrolle in gemischten Gebieten zu festigen. Als der Radikale Innenminister Stojan Protić im April 1914 ein Dekret erließ, das formell die Armee den zivilen Behörden unterstellte, brach eine regelrechte Krise aus. Offiziere in den neuen Gebieten weigerten sich, dem Dekret Folge zu leisten, die militärische Partei schloss sich mit der Opposition der Unabhängigen Radikalen in der Skupština zusammen, genau wie die Verschwörer anno 1903. Es kursierten sogar Gerüchte über einen bevorstehenden Putsch, der von Apis gesteuert werden sollte. Dem Vernehmen nach würde er Truppen aus der Belgrader Garnison zum Königspalast führen, König Peter zur Abdankung zugunsten seines Sohnes Prinz Alexander zwingen und die Kabinettsmitglieder der Radikalen ermorden.<sup>126</sup>

Ende Mai 1914 war die Situation in Belgrad so brisant geworden, dass eine Intervention von außen erforderlich war, um den Zusammenbruch der Regierung Pašić zu verhindern. In einem höchst ungewöhnlichen Schritt erklärte der russische Gesandte in Belgrad öffentlich, für die

russische Balkanpolitik sei es erforderlich, dass Pašić im Amt bleibe. Die Franzosen stärkten ihm den Rücken, indem sie durchblicken ließen, dass eine von Unabhängigen Radikalen und Mitgliedern der Militärfraktion dominierte Regierung womöglich nicht mehr die üppige finanzielle Unterstützung seitens Paris bekäme, welche seit 1905 die staatlichen Investitionen in Serbien finanziert hatte. Es war eine fast vollkommene Wiederholung der Geschehnisse des Jahres 1899, als der gerissene Führer der Radikalen durch die Intervention des österreichischen Gesandten der Hinrichtung entging. Auf diese Weise ausmanövriert, zog sich Apis von dem Komplott zurück.<sup>127</sup> Nachdem die Gefahr einer unmittelbaren Übernahme vorübergehend abgewehrt war, richtete Pašić den Blick auf die bevorstehenden Wahlen im Juni 1914, um seine Stellung zu festigen.

Diese undurchschaubaren politischen Auseinandersetzungen waren für die Beobachter der serbischen Angelegenheiten in Wien kein großer Trost. Wie Dayrell Crackanthorpe im März 1914 treffend anmerkte: Sowohl die »moderatere und bedachtere Fraktion der Meinung«, in Gestalt des Kabinetts der Radikalen Minister, als auch die »Militärpartei« unter dem Einfluss der Schwarzen Hand waren überzeugt, dass die Auflösung Österreich-Ungarns fast unmittelbar bevorstehe und dass Serbien das Erbfolgerecht auf die weiten Ländereien des Reiches zustehe, die noch auf ihre panserbische Erlösung warteten. Die beiden unterschieden sich lediglich in der Methode: Während die Militärpartei auf einen »Aggressionskrieg« setzte, »sobald der Moment gekommen und das Land bereit sei«, vertraten die Moderaten die Ansicht, dass »das Signal zur Auflösung des österreichisch-ungarischen Reiches nicht von außen, sondern von innen kommen werde«, und sprachen sich deshalb dafür aus, dass das Land auf alle Eventualfälle vorbereitet sein müsse. Was die Institutionen betrifft, war das Gerüst des gemäßigten offiziellen Serbiens und der unnachgiebigen, irredentistischen Netzwerke weiterhin eng miteinander verflochten. Die höheren Ränge des Militärs und seines Nachrichtendienstes, mit seinem Agentennetz in Bosnien und Herzegowina, die Zollbehörde, Teile des Innenministeriums und andere Regierungsorgane waren massiv von den Netzwerken unterwandert, genau wie die Netzwerke umgekehrt vom Staat unterwandert waren.

## Die Verschwörung

Die Verschwörung zur Ermordung Erzherzog Franz Ferdinands lässt sich kaum bis ins Detail rekonstruieren. Die Attentäter gaben sich ihrerseits alle Mühe, die Spuren zu verwischen, die sie mit Belgrad in Verbindung brachten. Viele überlebende Beteiligte weigerten sich, über ihre Rolle zu sprechen; andere spielten ihren Anteil herunter oder verschleierten ihre Spuren mit nebulösen Spekulationen, sodass sich ein Wirrwarr widersprüchlicher Zeugenaussagen ergab. Von der Verschwörung selbst sind keinerlei Dokumente überliefert: So gut wie alle, die daran beteiligt waren, verkehrten für gewöhnlich in Kreisen, die eine fast schon manische Geheimhaltung wahrten. Das stillschweigende Einverständnis zwischen dem serbischen Staat und den an der Verschwörung beteiligten Netzwerken war bewusst geheim und informeller Natur – es existierten keinerlei Unterlagen. Die Historiker, die sich mit der Verschwörung befassten, mussten sich deshalb mit einer zweifelhaften Kombination von Quellen behelfen: mit Erinnerungen, mit Zeugenaussagen und eidesstattlichen Erklärungen aus der Zeit nach dem Krieg, die unter Zwang gemacht wurden, mit Behauptungen, die sich angeblich auf inzwischen vernichtete Dokumente stützten, und auf Auszüge aus dem erhaltenen Quellenmaterial, die zum größten Teil nur vage auf die Planung und Durchführung der Verschwörung Bezug nehmen. Von dem Hintergrund dieser Verschwörung hängt jedoch so viel ab, dass Historiker mit geradezu kriminalistischem Eifer so gut wie jedes Detail von allen Seiten beleuchtet haben. Deshalb ist es inzwischen möglich, durch das Chaos aus Quellen und tendenziösen Verzerrungen in einem großen Teil der Sekundärliteratur eine Linie mit der größtmöglichen Plausibilität zu ziehen.

Apis war der wichtigste Kopf hinter der Verschwörung, aber die Idee selbst stammte vermutlich von seinem Kameraden Rade Malobabić, einem in Österreich-Ungarn geborenen Serben, der einige Jahre lang als Spion mit der Narodna Odbrana zusammengearbeitet und Informationen über österreichische Befestigungsanlagen und Truppenbewegungen gesammelt hatte. Er übergab sie serbischen Grenzbeamten, die als Aktivist der Schwarzen Hand eine Doppelrolle spielten, und über die

Beamten an den serbischen Militäргеheimdienst.<sup>128</sup> Malobabić war ein hervorragender Agent, ein überaus engagierter und gerissener Mann, der das Grenzgebiet wie seine Westentasche kannte und mehrmals der Ergreifung durch die österreichischen Behörden entging. Dem Vernehmen nach ist er einmal durch den fast zugefrorenen Fluss Drina geschwommen, dem er mit Eiskristallen bedeckt entstieg, um seinen Führungsoffizieren auf der serbischen Seite der Grenze Bericht zu erstatten.<sup>129</sup> Vermutlich informierte Malobabić als Erster Apis von dem bevorstehenden Besuch Franz Ferdinands in Sarajevo im Juni 1914.<sup>130</sup>

Warum Apis unbedingt ein Attentat gegen den Erzherzog und Thronfolger verüben wollte, lässt sich kaum sagen, weil er keine klare Version seiner Motive hinterließ. Anfang 1914 konzentrierte sich die Feindseligkeit der lokalen Aktivisten in Bosnien in erster Linie auf die Person Oskar Potioreks, den österreichischen Landeschef Bosniens, einen Nachfolger Varešanins, den zu töten Žerajić im Juni 1910 nicht gelungen war. Indem Apis die Anstrengungen Erzherzog Franz Ferdinand zuwandte, erhöhte er den Einsatz. Der Anschlag auf einen Statthalter würde zwar sicher einigen Staub aufwirbeln, könnte aber auch ohne Weiteres als lokale Angelegenheit ausgegeben werden, die auf regionale Machtstreitigkeiten zurückzuführen war. Ein Anschlag auf den habsburgischen Thronerben hingegen, überdies zu einer Zeit, als der herrschende Kaiser bereits auf die dreiundachtzig zuging, musste zwangsläufig als Anschlag auf den Bestand des Reiches selbst gewertet werden.

An dieser Stelle sollte betont werden, dass der Erzherzog nicht wegen einer angeblichen Feindseligkeit gegen die slawischen Minderheiten in Österreich-Ungarn ausgewählt wurde, sondern gerade weil er, mit den Worten seines Mörders Gavrilo Princip, »als künftiger Herrscher bestimmte Ideen und Reformen durchgeführt hätte, die uns im Wege standen.«<sup>131</sup> Princip spielte hier auf die angebliche Unterstützung des Erzherzogs für eine Strukturreform der Monarchie an, die den slawischen Ländereien eine größere Autonomie einräumen sollte. Viele im irredentistischen serbischen Milieu fassten diese Idee als eine potenziell katastrophale Bedrohung des Vereinigungsprojektes auf. Falls sich die Habsburger Monarchie aus eigenem Antrieb erfolgreich in ein dreigliedriges Staatswesen umwandeln sollte, das von Wien aus nach föde-

rativen Grundsätzen regiert wurde, etwa mit Zagreb als Hauptstadt mit dem gleichen Status wie Budapest, so bestand die Gefahr, dass Serbien seine Pionierrolle als Piemont der Südslawen verlor.<sup>132</sup> Die Auswahl des Erzherzogs steht somit exemplarisch für ein immer wiederkehrendes Motiv in der Logik terroristischer Bewegung, nämlich dass Reformer und Gemäßigte stärker zu fürchten sind als direkte Gegner und Hardliner.

Die für das Attentat auf den Erzherzog ausgewählten Männer waren allesamt in dem Milieu der irredentistischen Netzwerke geprägt worden. Es handelte sich um den ehemaligen Freischärler Voja Tankosić, der die drei jungen bosnischen Serben rekrutierte, den Kern des nach Sarajevo geschickten Mordkommandos. Trifko Grabež, Nedeljko Čabrinović und Gavrilo Princip waren alle neunzehn, als Tankosić sie für die Verschwörung warb. Sie waren gute Freunde und verbrachten einen großen Teil ihrer Zeit zusammen. Grabež war der Sohn eines orthodoxen Priesters in Pale, knapp zwanzig Kilometer östlich von Sarajevo, der zum Abschluss seines Studiums nach Belgrad gereist war. Čabrinović war mit 14 Jahren von der Schule abgegangen und gelangte anschließend nach Belgrad, wo er Arbeit als Setzer für einen Betrieb fand, der sich auf anarchistische Literatur spezialisiert hatte. Princip hatte wie Grabež Sarajevo verlassen, um in Belgrad auf die Schule zu gehen. Alle drei hatten unglückliche Kindheiten hinter sich und stammten aus armen Haushalten. Grabež und Čabrinović hatten schon früh in ihrem Leben unter männlichen Autoritätsfiguren gelitten und sich gegen sie aufgelehnt. Während des Prozesses erzählte Čabrinović dem Gericht, sein Vater habe ihn zu Hause misshandelt, weil er in der Schule in Sarajevo so schlecht war; am Ende flog der Junge von der Schule, weil er einen Lehrer ins Gesicht geschlagen hatte. Die Spannungen zu Hause wurden noch dadurch verschärft, dass Čabrinović senior als Polizeispitzel für die verhassten Österreicher arbeitete – ein Stigma, das der Junge abzuliegen hoffte, indem er sich für die nationale Sache engagierte. Auch Grabež war von seinem Gymnasium in Tuzla geflogen, weil er einen Lehrer geschlagen hatte.<sup>133</sup> Das Geld war knapp, nur Princip hatte ein regelmäßiges Einkommen in Form einer bescheidenen Unterstützung von seinen Eltern, aber das wurde in der Regel unter den Freunden

dass Bosnien in Wirklichkeit stärker industrialisiert war und gemessen am Pro-Kopf-Einkommen einen höheren Wohlstand als der größte Teil des serbischen Kernlands hatte).<sup>137</sup> Das Opfer war ein zentrales Motiv, fast schon ein Wahn. Princip hatte sogar Zeit gefunden, den gesamten *Bergkranz* auswendig zu lernen, jenes aufrührende Epos von Petrović-Njegoš zur Feier des selbstlosen Tyrannenmordes durch Miloš Obilić.<sup>138</sup> Princip sagte vor Gericht aus, dass er vor dem Attentat die Gewohnheit hatte, zum Grab des Selbstmordattentäters Bogdan Žerajić zu gehen: »Dort verbrachte ich oft ganze Nächte, indem ich über unsere Verhältnisse, über unsere elende Lage und über ihn [Žerajić] nachdachte, und da entschloss ich mich zum Attentat.«<sup>139</sup> Auch Čabrinović erzählte, dass er gleich nach seiner Ankunft in Sarajevo das Grab von Žerajić aufgesucht habe. Da es verwahrlost gewesen sei, habe er Blumen darauf gelegt (eine Randnotiz auf dem österreichischen Gerichtsprotokoll weist boshaft darauf hin, dass diese Blumen von benachbarten Gräbern gestohlen worden waren). Bei diesen Aufenthalten an der Ruhestätte Žerajićs habe er, so Čabrinović, den Entschluss gefasst, so zu sterben wie Žerajić. »Ich wusste überhaupt, dass ich nicht lange leben würde. Immer beschäftigte mich der Gedanke an Selbstmord; da war mir alles gleichgültig.«<sup>140</sup>

Dieser Aufenthalt am Grab eines Selbstmörders ist bemerkenswert und vielsagend, weil er bestätigt, welche Faszination die Figur des Selbstmordattentäters ausübte, der in der Kosovo-Legende und generell für das Selbstbewusstsein des panserbischen Milieus eine so zentrale Rolle spielt. Die einschlägigen Zeitschriften, Tagebücher und Briefwechsel wimmeln nur so von Opfermotiven. Selbst das Attentat sollte einen verschlüsselten Tribut an Žerajićs frühere Tat enthalten, denn Princip hatte ursprünglich vor, sich genau an derselben Stelle aufzubauen, wo auch Žerajić gestanden hatte, auf der Kaiserbrücke: »Ich wollte dann von der gleichen Stelle aus schießen wie der verstorbene Žerajić.«<sup>141</sup>

Für alle Attentäter war Belgrad der Schmelztiegel, der ihre Politik radikalisierte und sie für die Sache der Vereinigung aller Serben einspannte. In einer vielsagenden Passage des Gerichtsprotokolls erinnerte sich Čabrinović, wie er im Jahr 1912, als er zu krank geworden war, um in Serbien weiterzuarbeiten, und beschlossen hatte heimzukehren, zur Belgrader Filiale der Narodna Odbrana gegangen war. Dort wurde ihm

mitgeteilt, dass ein bosnischer Serbe jederzeit Geld für die Rückreise nach Sarajevo bekommen könne. Er wurde von einem gewissen Major Vasić empfangen, dem Sekretär der lokalen Vereinigung der Narodna Odbrana. Vasić gab ihm Geld und patriotische Schriften und konfiszierte sein Buch mit Erzählungen von Maupassant mit der Begründung, sie seien nichts für einen jungen serbischen Patrioten, und ermahnte ihn, stets »ein braver Serbe« zu sein.<sup>142</sup> Derartige Treffen waren ausschlaggebend für die Prägung dieser jungen Männer, deren Beziehungen zu Autoritätspersonen so vorbelastet waren. Innerhalb der nationalistischen Netzwerke gab es ältere Männer, die nicht nur bereit waren, ihnen mit Geld und Ratschlägen zur Seite zu stehen, sondern auch ihnen Zuneigung und Respekt zu erweisen. Darüber hinaus vermittelten sie ihnen das Gefühl, dass ihr Leben einen Sinn hatte, dass sie in einem historischen Moment lebten und dass sie Teil eines großartigen und blühenden Projekts waren – ein Gefühl, das die jungen Männer bislang so sehr vermisst hatten.

Diese Betreuung der Jüngeren durch Ältere zur Einbindung in die Netzwerke war ein ganz wesentliches Element für den Erfolg der irredentistischen Bewegung. Als Čabrinović aus Belgrad nach Sarajevo zurückkehrte, gelang es ihm nicht, sich wieder in sein altes sozialistisches Milieu einzufügen. Da seine Parteigenossen spürten, dass er seine Weltanschauung geändert hatte, beschimpften sie ihn als serbischen Agitator und Spion und schlossen ihn aus der Partei aus. Im Jahr 1913, als Čabrinović wieder nach Belgrad ging, war er bereits kein linker Revolutionär mehr, sondern sein Standpunkt war »anarchistisch, mit nationalistischer Mischung«.<sup>143</sup> Princip hatte sich ebenfalls in dieser emotional aufgeladenen Umgebung aufgehalten: Nachdem er im Mai 1912 Sarajevo verlassen hatte, um seine weiterführende Bildung in Belgrad abzuschließen, lief auch er dem unermüdlichen Major Vasić über den Weg. Beim Ausbruch des Ersten Balkankrieges half Vasić ihm, zur türkischen Grenze zu gelangen, um sich als freiwilliger Kämpfer zu melden, doch der lokale Kommandeur – kein anderer als ein gewisser Voja Tankosić – wies ihn an der Grenze mit der Begründung ab, er sei »zu schwach und zu klein«.

Mindestens genauso wichtig wie der Kontakt zu Aktivisten wie Vasić oder mit der schriftlichen Propaganda der Narodna Odbrana

war das Milieu der Kaffeehäuser, das jungen bosnischen Serben, die sich in Belgrad aufhielten, ein gewisses Zugehörigkeitsgefühl vermittelte. Čabrinović ging häufig »zum Eichelkranz, zum Grünen Kranz und zum Goldfischlein«, wo er, wie er sich später erinnerte, »allerlei Reden« aufschnappte und mit »Studenten, Typographen, Komitatschis (Freischärlern)« verkehrte, vor allem aber mit bosnischen Serben. Die jungen Männer speisten, rauchten und sprachen über Politik oder debattierten über Zeitungsartikel.<sup>144</sup> Ausgerechnet im Eichelkranz und im Grünen Kranz dachten Čabrinović und Princip zum ersten Mal über die Möglichkeiten nach, den österreichischen Thronerben zu ermorden; der hohe Aktivist der Schwarzen Hand, der den jungen Männern Browning-Pistolen und Schachteln mit Munition verschaffte, war ebenfalls »eine in den Kaffeeschänken gern gesehene Persönlichkeit«.<sup>145</sup> An diesen Orten herrschte überwiegend eine ultranationalistische und antiösterreichische Stimmung. Eine Passage im Gerichtsprotokoll ist besonders vielsagend: Der Richter fragte Princip, wo Grabež denn seine ultranationalistischen politischen Ansichten angenommen habe. Princip erwiderte arglos: »Nachdem er [Grabež] nach Belgrad gekommen, nahm auch er dieselben Grundsätze an.« Mit Blick auf die damit verbundene Implikation bohrte der Richter weiter: »Also ist es genug, nach Belgrad zu kommen, um alsbald von denselben Ideen eingenommen zu werden wie Sie?«<sup>146</sup> Aber Princip lehnte jede weitere Aussage dazu ab, weil er merkte, dass man ihn aus der Reserve gelockt hatte.

Sobald die Planung des Attentats ernsthaft begonnen hatte, wurde sorgfältig darauf geachtet, dass keine offensichtliche Verbindung zwischen der Zelle und den Behörden in Belgrad bestand. Führungsoffizier der Attentäter war ein Mann namens Milan Ciganović, ein bosnischer Serbe und Mitglied der Schwarzen Hand, der unter Tankosić mit den Partisanen gegen die Bulgaren gekämpft hatte und jetzt bei der serbischen Eisenbahn arbeitete. Ciganović unterstand Tankosić, der wiederum Apis unterstellt war. Alle Befehle wurden nur mündlich weitergegeben.

Die Ausbildung für den Anschlag fand in der serbischen Hauptstadt statt. Princip hatte bereits bei den Partisanen Schießunterricht erhalten und war von den dreien der beste Schütze. Am 27. Mai bekamen sie die



und auf eine bewaldete Insel in der Drina gebracht, die an dieser Stelle zwischen serbischem und bosnischem Gebiet floss. In diesem Versteck, das von Schmugglern häufig genutzt wurde, waren sie vor den Augen der österreichischen Grenzpolizei verborgen. Am nächsten Tag wurden sie nach Einbruch der Dunkelheit von einem Schmuggler im Dienst des Untergrunds auf österreichisches Staatsgebiet gebracht.

Die drei Attentäter achteten zwar sorgsam darauf, nicht von der österreichischen Polizei oder Beamten gesehen zu werden, aber gegenüber serbischen Landsleuten waren sie extrem indiskret. Princip und Grabež wurden beispielsweise von einem Lehrer, der für den Untergrund arbeitete, in das Haus eines bosnisch-serbischen Bauern namens Mitar Kerović gebracht. Da der Lehrer unterwegs schon einige Gläser Šljivovic getrunken hatte, wollte er bei den Bauern Eindruck schinden: »Diese Studenten haben harte Herzen. Sie gehen hin, um Franz Ferdinand zu ermorden, wenn er nach Sarajevo kommt.«<sup>147</sup> Princip erlag der kindlichen Prahlsucht (immerhin hatten sie jetzt die Drina überquert und befanden sich auf heimischem Boden) und setzte noch eins drauf: Er präsentierte seine Pistole und zeigte den Gastgebern, wie die Bomben funktionierten. Für diese Dummheit musste die Familie Kerović – apolitische Analphabeten, die nur eine schwache Vorstellung von dem hatten, was die jungen Männer planten – einen schrecklichen Preis zahlen. Nedjo Kerović, der die Männer in seinem Wagen nach Tuzla fuhr, wurde später des Verrates und der Beihilfe zum Mord für schuldig befunden und zum Tode verurteilt (was in zwanzig Jahre Haft umgewandelt wurde). Sein Vater Mitar wurde zu lebenslanger Haft verurteilt. Ihre Zeugenaussage im Prozess gegen die Attentäter im Oktober 1914 sorgte für die wenigen humorvollen Momente während des Verfahrens. Vom Richter nach dem Alter gefragt, erwiderte Nedjo, der selbst Vater von fünf Kindern war, dass er das nicht sagen könne, da müsste man seinen Vater fragen. Und als Kerović senior gefragt wurde, wie viel er denn an dem Abend trinken musste, als die jungen Männer kamen, erwiderte er: »Ich weiß es nicht, Herr. Wenn ich in der Feldflasche etwas finde, so trinke ich, weiter weiß ich nichts.«<sup>148</sup>

In Sarajevo schloss sich den jungen Männern eine vierköpfige Zelle an, die Danilo Ilić, ein bosnischer Serbe und Mitglied der Schwarzen Hand,

rekrutiert hatte. Mit seinen 23 Jahren war Ilić der Älteste von ihnen. Er hatte mit einem österreichischen Stipendium begonnen, sich zum Lehrer ausbilden zu lassen, hatte aber aufgegeben, als er erkrankte. Er war Mitglied der Jungbosnier und ein persönlicher Freund von Gaćinović, dem Troubadour von Žerajić. Wie die anderen hatte sich auch Ilić 1913 in Belgrad aufgehalten und die üblichen Kaffeehäuser aufgesucht. Dort wurde er für die Schwarze Hand geworben und hatte Apis' Vertrauen gewonnen, bevor er im März 1914 nach Sarajevo zurückkehrte, wo er als Korrekturleser und Redakteur für eine lokale Zeitung arbeitete.

Sein erster Rekrut für das Mordkommando war ein linker Revolutionär und Muslim, der Schreiner Muhamed Mehmedbašić, der aus der Herzegowina stammte. Die beiden kannten sich gut. Im Januar 1914 hatten sie sich in Frankreich mit Voja Tankosić getroffen, um einen Mordanschlag auf Potiorek zu planen. Das Vorhaben scheiterte. Bei der Heimreise im Zug geriet Mehmedbašić in Panik, als er uniformierte Polizeibeamte erblickte, und spülte seine Giftphiole die Toilette hinunter (der Dolch, den er hineintauchen sollte, wurde aus einem Fenster geworfen). Die anderen beiden Rekruten waren Cvijetko Popović, ein hochgebildeter, brillanter 18-jähriger Oberschüler, und Vaso Čubrilović, der Bruder des Lehrers, der die jungen Männer ins Haus der Familie Kerović gebracht hatte. Mit seinen 17 Jahren war Čubrilović, ein weiterer Schulrebell, der Jüngste der Mannschaft. Er war Ilić vor der Gründung der Zelle nie begegnet, und die beiden Einheimischen lernten Princip, Mehmedbašić, Čabrinović und Grabež erst nach dem Attentat kennen.<sup>149</sup>

Ilićs Wahl an Mitstreitern (ein Mann, der sich bereits als unfähig erwiesen hatte, hochgefährliche Aufträge auszuführen, und zwei völlig unerfahrene Schuljungen) erscheint auf den ersten Blick seltsam, aber in dem Wahnsinn steckte Methode. Der eigentliche Sinn der zweiten Sarajevoer Zelle war, die Spuren der Verschwörung zu verwischen. In diesem Zusammenhang war Mehmedbašić eine gute Wahl, weil er ein bereitwilliger, wenn auch unfähiger Attentäter war und somit eine hilfreiche Reserve für die Belgrader Zelle, aber kein Serbe. Da Ilić und Princip Mitglieder der Schwarzen Hand waren, konnte man sich (theoretisch) darauf verlassen, dass sie sich das Leben nehmen oder zumindest

nach dem Anschlag schweigen würden. Die Jungs aus Sarajevo waren außerstande, etwas zu verraten, aus dem ganz einfachen Grund, dass sie nichts über den Hintergrund der Verschwörung wussten. So würde der Eindruck entstehen, dass es sich um ein rein lokales Projekt gehandelt habe, ohne Verbindungen zu Belgrad.

### Nikola Pašić reagiert

Wie viel wusste Nikola Pašić über die Verschwörung gegen Franz Ferdinand, und was unternahm er, um den Anschlag zu verhindern? Es ist so gut wie sicher, dass Pašić bis zu einem gewissen Grad über den Plan informiert war. Dafür gibt es mehrere Hinweise, doch am vielsagendsten ist wohl die Aussage von Ljuba Jovanović, dem Bildungsminister in der Regierung Pašić. Jovanović erinnerte sich (in einem Fragment, das 1924 veröffentlicht, aber vermutlich viel früher geschrieben wurde), dass Pašić dem serbischen Kabinett »Ende Mai oder Anfang Juni« mitgeteilt hatte, »dass einige Vorbereitungen trafen, um nach Serajewo [sic!] zu gehen und Franz Ferdinand, der dort eintreffen und am Vormittag feierlich empfangen werden sollte, umzubringen«. Das gesamte Kabinett, auch Pašić, war sich einig, dass der Regierungschef den Grenzbehörden entlang der Drina entsprechende Instruktionen erteilen solle, um den Grenzübertritt zu verhindern.<sup>150</sup> Andere Dokumente und Auszüge aus Quellen sowie das seltsame und verschleierte Verhalten von Pašić selbst nach 1918 unterstützen die These, er habe im Voraus von der Verschwörung gewusst.<sup>151</sup> Aber *wie* hat er es erfahren? Sein Informant war vermutlich – auch wenn sich diese Annahme auf indirekte Hinweise stützt – kein anderer als der serbische Eisenbahnangestellte und Agent der Schwarzen Hand Milan Ciganović, der allem Anschein nach ein persönlicher Spitzel des Regierungschefs selbst war, mit dem Auftrag, die Aktivitäten der Geheimgesellschaft im Auge zu behalten. Wenn das zutrifft, dann verfügte Pašić über detaillierte und aktuelle Informationen, nicht nur über die Verschwörung, sondern auch über die Personen und Organisationen, die sich dahinter verbargen.<sup>152</sup>

Die drei Attentäter mit Ziel Sarajevo, die Ende Mai bosnischen Boden betraten, hinterließen in offiziellen serbischen Dokumenten so gut wie

